This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Genie und Charakter

VON

Robert Saitschick

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Genie und Charakter

Shakespeare — Lessing
Schopenhauer — Rich. Wagner

Von

Robert Saitschick

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1900

Digitized by Google

Nachdruck verboten
Übersetzungsrecht vorbehalten

Digitized by Google

139727
MAR 7 1910
BKD
.SA2

Inhalt

Seite

I. **Shakespeare** 1
1. Problem des Charakters 3
2. Schaffen 19

II. **Lessing** 35
1. Charakterzüge 37
2. Geist 58
3. Kritik und Stil 65

III. **Schopenhauer** 71
1. Charakterzüge 73
2. Form 102
3. Denken 112

IV. **Wagner** 123
1. Charakterzüge 125
2. Persönlichkeit 145
3. Kunst und Leben 154

Digitized by Google

Digitized by Google

Shakespeare.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Problem des Charakters.

1.

In seiner Jugend war Shakespeare ohne Zweifel ein höchst leidenschaftlicher Charakter, der sich kaum zu beherrschen im stande war. Wahrscheinlich verspürte er in seiner ersten Jugendzeit noch keine poetische Ader und hatte noch kein Verlangen, irgend etwas dem Papiere anzuvertrauen. Die landschaftliche Umgebung seiner Geburtsstadt, alles was er darin sehen und erleben konnte, müssen sich ihm unmittelbar und unbewußt tief eingeprägt haben. Zu lustigen Streichen mußte ein solches Temperament in besonderem Grade aufgelegt gewesen sein: was die Tradition davon zu berichten weiß, mag auf wirklichen Geschehnissen begründet sein. In seinen Jünglingsjahren übersprudelte er von Lebenslust und Lebenskraft, für die sich aber noch keine poetische Form in ihm fand. Die Sehnsucht gestaltet sich bei einem solchen Temperamente in der Jugend zu einem sinnlichen Erlebnis, zu einem übersprudelnden Mutwillen und bricht wie ein Feuer hervor, das im Innern brennt und nicht gedämpft zu werden ver-

Digitized by Google

mag. Erst später tauchte vor Shakespeare das, was in ihm damals unbewußt gärte, als Eindrücke und Erinnerungen an seine Jugendzeit auf. Die Art, wie er im Alter von 18 Jahren eine Ehe mit einem acht Jahre älteren Mädchen eingegangen ist, kann einen Einblick in das leidenschaftliche Temperament des Jünglings gewähren.

Hätten auch nicht äußere Umstände ihn dazu gezwungen, Stratford zu verlassen, so hätte ihn doch sein glühender Drang jedenfalls aus dem engen Kreise, in welchem er damals lebte, hinausgetrieben: seine Phantasie hätte ihn kaum in Ruhe lassen können.

Als Shakespeare in seinem 23. Lebensjahre seine Vaterstadt verließ, konnte er noch nicht wissen, welcher Thätigkeit er sich in Zukunft widmen würde. Er vertraute sich mutig den Wellen an mit der Zuversicht, sie würden ihn schon irgendwohin tragen. Das Selbstvertrauen ist bei einem solchen Charakter in diesem Alter zu stark, als daß er sich der Hindernisse, die auf seinem Wege liegen, bewußt werden könnte. Menschen von solchen Sinnen und solcher Kraft pflegen auch nicht dem Druck der Verhältnisse zu unterliegen. Sein feuriges Temperament ließ in ihm damals auch keine besonderen Skrupel in Bezug auf Frau und Kinder aufkommen. Als der blutjunge Mensch nach London kam, um dort sein Glück zu versuchen, war er schon Vater von drei Kindern.

Er wollte sich eine Stellung in der Welt erobern. In London sah er sich den Schwierigkeiten gegenübergestellt, die er zu überwinden hatte. Welche Stellung hätte auch der junge Stratforder Advokatenschreiber hier, in der Großstadt, beanspruchen können? War es Zufall, daß er sich dem Theater anschloß, oder ahnte er schon

Digitized by Google

damals, daß in ihm eine mächtige dramatische Ader schlug, daß er sich hier auf der Bühne gerade das erwerben würde, wonach er strebte? Bei solchen Naturen herrscht ein unbewußter und unbestimmter Drang vor. Erst die Umstände, die unerwartet eintreten, wecken in einem solchen Naturell die Fähigkeiten und Neigungen, die in ihm Jahre hindurch dumpf schlummern.

Langsam von der niedrigsten Stellung am Theater zum Schauspieler vorrückend, wurde er zugleich Dramatiker und fing an, fremde Dramen zu überarbeiten und eigene zu schreiben. Die Theatergesellschaft, deren Mitglied er wurde, war zwar eine der angesehensten des damaligen London, aber das hatte nicht viel zu sagen: der Schauspielerstand war in jener Zeit sehr verrufen und der Name Schauspieler hatte denselben Klang wie heutzutage Seiltänzer, Jahrmarktskünstler oder Zirkusvirtuos. Von jeher kämpfte das Londoner Bürgertum gegen die Theater, bis es auch im Jahre 1575 der City gelungen war, alle Theater aus der Mitte der Stadt in die Vorstädte zu verweisen. Und drei Jahre zuvor wurde sogar von der Regierung eine Verordnung erlassen, daß solche Schauspieler, die nicht unter dem Schutze adeliger Personen stehen, als Vagabunden zu behandeln seien, die vollkommen rechtlos und vogelfrei waren. Der Schauspieler hatte keinen Zutritt in die Kreise der bürgerlichen Gesellschaft und war auf die ihn umgebende Bohème und die adelige Jugend angewiesen. Aber das Theater galt zugleich als eine Quelle, aus der man Reichtümer schöpfen konnte. Denn das Volk, die Arbeiter auf den Werften, die Matrosen, die Soldaten, und besonders die jungen Lords hatten eine ausgesprochene Leidenschaft für theatralische Aufführungen.

Digitized by Google

In den Nachmittagsstunden pflegte eine Menge Menschen zum Theater Blackfriars oder Globe hinzuströmen, um der Aufführung eines neuen Schauspiels beizuwohnen. Für die jungen Adeligen war da ein besonderer Platz auf der Bühne eingeräumt, während das Parterre unter offenem Himmel für die eigentliche schaulustige Volksmenge bestimmt war. Auf diese war im Grunde die Wirkung der Bühne berechnet. Die Zuschauer unter dem Volk pflegten auch, wenn ihnen etwas mißfiel, die Schauspieler auszuzischen und oft ihrer Unzufriedenheit sogar thätlichen Ausdruck zu geben. Nicht selten kam es vor, daß die Zuschauer sich zankten und prügelten. Sie aßen und tranken, lachten und rauchten, und die Schauspieler mußten schon zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um das Interesse im Parterre wach zu erhalten. Die an den Wänden sich hinziehende untere und obere Galerie war gewöhnlich von Frauen eingenommen, meist von solchen, die aus ihrer Schönheit und ihren Reizen ihren Erwerb machten, und hinten standen Arbeiter und Soldaten mit ihren Dirnen und die Gassenjungen. Auch Bürgersfrauen und adelige Damen kamen zwar hie und da in diese Vorstellungen, aber nur mit einer Maske.

Das Theater war zugleich die Stätte, wo die adelige Jugend sich mit der künstlerischen Bohème vereinigen konnte. Hier war es auch, wo Shakespeare den Grafen Southampton, seinen spätern Freund, und den jungen Grafen Pembroke sah. Er war auch bald in die Mitte einer anspannenden, alle seine Kräfte in Anspruch nehmenden Thätigkeit geraten.

Digitized by Google

2.

In London lebte Shakespeare ganz der Bühne und den Zerstreuungen. Seine Ansichten vom Leben, vom Menschen, vom Weibe konnten keine andern gewesen sein als die der adeligen Jugend, mit welcher er eng verbunden war. Sein Ideal des Menschen lag ganz in seinem eigenen Naturell begründet: Kraft, ein gewisser Adel der Gesinnung, mutiges Auftreten. Achtung genoß er nur in kleinem Kreise. Die Verhältnisse und sein eigenes Temperament hatten ihn mit Menschen zusammengebracht, in denen sich das Ideal der damaligen Zeit verkörperte.

Der Typus dieser Menschen ist durch Kraft und Geist ausgezeichnet. Sie stehen ganz im Leben und haben kein Verlangen, über dasselbe hinauszugehen. Sie leben ganz in der Gegenwart und streben vorwiegend nach Macht und Genuß. Sie suchen ihre triebkräftige Persönlichkeit durchzusetzen und zu behaupten. Sie fragen nicht danach, was morgen sein wird: heute fühlen sie sich im Besitze der uneingeschränkten Macht, und gleich darauf legen sie ihr Haupt unter das Beil des Henkers oder gehen für lange Jahre in den Tower. Bei aller Stärke des Verstandes und des Geistes sind sie durchaus naturwüchsig: die Leidenschaft beherrscht sie in allem, was sie thun. Dabei fühlen sie sich aber als Naturen höherer Ordnung. Alle sind sie tapfer, lieben das Leben und verabscheuen auch nicht den Tod. Im Grunde sind sie kräftige, naiv lebende Menschen, die sich von den alten Griechen durch ihre stürmischen, unausgeglichenen Sinne unterscheiden. Sie kennen keine Skrupel; religiöse Überzeugungen oder

Digitized by Google

gar kirchliche Bestrebungen liegen den meisten von ihnen ganz fern. Ein Leben, das nicht in bürgerliche und kirchliche Schranken eingeschlossen ist, gilt ihnen als das einzig lebenswerte. Lag sonst in der Zeit Elisabeths der Unterschied zwischen höherer und niedrigerer Abstammung in den Sitten und Vorurteilen fest begründet, so trat in gewissen Kreisen der Unterschied zwischen dem Lord und dem Schauspieler keineswegs so stark hervor. Was sie zusammenführte war der Wein, die Kurtisane, sinnliche Schönheit, eine geistvolle Unterhaltung, eigenartige Einfälle, Freiheit und Kühnheit des Urteils und, bei aller kraftstrotzenden Äußerung dessen, was sie dachten und wollten, doch eine gewisse Vornehmheit.

Shakespeare fühlte sich allen diesen Menschen keineswegs untergeordnet: sprach ja auch aus ihm die unmittelbare Kraft des mit feurigen Sinnen begabten Genies. Aber ohne Zweifel hat Shakespeare in gewissen Augenblicken auch zugleich die ganze Bitterkeit und Erniedrigung, die er als Schauspieler hinter den Kulissen und im Leben der bürgerlichen Gesellschaft erfahren mußte, sich zum Bewußtsein gebracht. Nicht nur die Sonette, sondern auch seine dramatischen Werke bezeugen das: der Prinz von Dänemark spricht in dieser Hinsicht oft Shakespeares eigenes Empfinden aus. Aber nachdem er seine Lebensbahn als Schauspieler und dramatischer Dichter eröffnet hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als hier konsequent auszuharren. Was hätte er auch anderes ergreifen können? Seinem ganzen Charakter nach war er nicht geneigt, gleich Ben Johnson, sich der Schriftstellerei zu widmen. Schriftsteller im heutigen Sinne des Wortes gab es damals nicht, ebensowenig wie ein lesendes Publikum von heute. Man

Digitized by Google

widmete gewöhnlich epische und lyrische Werke einem Lord, einer angesehenen Persönlichkeit, die dadurch zugleich als Beschützer des Dichters angerufen wurde. Die dramatische Produktion jedoch gehörte damals überhaupt nicht der Litteratur an, sondern war Eigentum des Theaters, in dessen Interesse es lag, die Manuskripte der Dramen nicht dem Drucke zu übergeben. Dramatiker hieß unter den damaligen Verhältissen weit weniger als Dichter. Nicht einmal Männer wie Bacon, Walter Raleigh und Ben Johnson waren fähig, die ganze Tragweite der Werke und des Genies Shakespeares zu erfassen, geschweige denn die Gebildeten von damals. Ben Johnson, der Shakespeare persönlich kannte und ihn später als den „süßen Schwan von Avon" besungen hat, und der Kritiker Thomas Nash hätten ohne Zweifel gestaunt, wenn man ihnen gesagt hätte, ein Drama Shakespeares sei bedeutender und habe mehr poetischen Gehalt als ein Sonett Spencers' oder Daniels.

Da man damals im Drama ausschließlich eine unmittelbare Wirkung von der Bühne aus sah und nicht ein künstlerisches Produkt, das in Buchform auf die Nachwelt kommen sollte, so konnte auch Shakespeare selber auf seine dramatische Begabung kein übergroßes Gewicht legen und mit seinen Werken anfangs hauptsächlich nur einen Erwerb und eine gefestigte Lebensstellung erreichen. Seine Dramen trugen ihm auch bald Geld ein, das er zu sparen und in der einträglichsten Weise anzulegen wußte. Schon im Frühling 1597, zwölf Jahre nachdem er Stratford verlassen hatte, war er in den Stand gesetzt, eines der größten Häuser seiner Heimatsstadt zu erwerben. Und ein Jahr darauf wurde er drittgrößter Besitzer von Ge-

Digitized by Google

treide in der ganzen Umgebung von Stratford. Vier Jahre später kaufte er für etwa 320 £. Ackerland, und im Jahre 1605 für 440 £. die Hälfte des Zehnten für Stratford und Umgebung, und übernahm damit ein damals sehr vorteilhaftes Geschäft. Schon früher lieh er sein Geld auf Zinsen aus und suchte daraus den größten Nutzen zu ziehen. Als Geschäftsmann war er so minutiös, daß er fortwährend Prozesse hatte, indem er schon Schulden von etwas mehr als ein Pfund gerichtlich einzutreiben pflegte.

3.

Als Mensch, der sich seiner künstlerischen Produktion kaum rühmen durfte, stand Shakespeare einsam unter seinen Zeitgenossen da. Es kam bald die Zeit, wo er in seinen Dramen etwas von den eigenen inneren Erlebnissen, von der Einsamkeit und Menschenverachtung, die er selber fühlte, niederlegt. Die stürmischen Erregungen der Jugend haben sich allmählich beschwichtigt, sein heftiges und leidenschaftliches Blut sprach jetzt nicht mehr so laut wie in den früheren Jahren, wo es ihn noch über die Leere mancher Stunde hinwegtäuschen konnte. Das bunte Treiben des Lebens um ihn sprach ihn jetzt nicht mehr so an wie in seinem ersten Mannesalter.

Er hatte bereits ein jährliches Einkommen von etwa 500 £. Er wurde Miteigentümer des Theaters und sollte später auch Hausbesitzer in London werden.

In seinem Innern lebte nicht jene tiefere Beschaulichkeit, die ihn über alle flüchtigen Lebenserscheinungen hätte ganz hinwegtragen können. Desto stärker mußte er die Einsamkeit, in die er verfiel, empfinden und ihr in einigen seiner Dramen unter den angenommenen Masken einen er-

Digitized by Google

greifenden Ausdruck verleihen. In seinen Werken der Reife sprach sich auch am lautesten das Persönliche an Shakespeare aus. Jetzt, wo ihn die Wirklichkeit nicht mehr wie früher gefangen hielt, konnte er tiefere Lebensbilder entwerfen, aus denen seine eigenen Erfahrungen und Stimmungen herausklingen. Jetzt war er schon Herr seiner selbst und brauchte nicht mehr auf seine Umgebung und auf das Theaterpublikum Rücksicht zu nehmen. Er konnte jetzt auch nicht umhin, in gewissen Augenblicken an sich die Frage zu richten: Hat denn dieses ganze Treiben irgend eine tiefere Bedeutung? Wo soll der empfindende Mensch seine Beruhigung finden? Soll er sie überhaupt suchen, wenn er weiß, daß sie nirgends zu finden ist?

Sein Naturell war jedoch so geartet, daß alle solche Fragen zuletzt einen Damm fanden, den sie nicht durchbrechen konnten. Seine starken Sinne und die praktische Richtung seines Verstandes hielten ihn davon ab, über diese Fragen hinauszugehen und eine einheitliche Lösung des Lebensproblems zu geben. Worin bestand seine ganze Lebensauffassung? — eine Frage, auf die nicht die einzelnen Stellen seiner Dramen oder seiner Sonette, sondern sein ganzes Temperament eine Antwort gibt. Was er den meisten seiner Gestalten in den Mund legt, ging durch seine Einbildungskraft hindurch. Allein es sind auch Stellen da, bei denen er mit besonderem Nachdruck, mit intensiverer, persönlicherer Stimmung verweilt, und in denen er ohne Zweifel seinem eigenen Geiste Luft machen wollte. Es gibt im Grunde keine Objektivität, die sich über alles Erlebnis vollständig erhebt und dasselbe beiseite läßt, ohne daß davon eine Spur zurückbleibt. Was Shakespeare

Digitized by Google

erlebt hat, spiegelt sich vielfach in seinen Werken, wenn es auch in den Augenblicken der schöpferischen Entäußerung sich in verschiedenen Gestalten bricht, gleich den Strahlen, die durch das Prisma hindurchgelassen werden. Was sich bei einem intuitiven Durchdringen aller seiner Werke feststellen läßt, ist vorzugsweise sein Temperament.

Ein solches Temperament wie das Shakespeares äußert sich nicht in bestimmten und geschlossenen Gedanken und Anschauungen. Der künstlerisch schaffende Mensch nimmt die Welt so, wie sie ist. In den Augenblicken des Schaffens muß sich ihm hie und da die Ahnung aufdrängen, daß das ganze Lebensspiel eine Zusammensetzung derselben Kräfte sei, die unzerstörbar und unveränderlich sind. Durch und durch Künstler, kann Shakespeare weder eine geschlossene Lebensanschauung des Denkers haben, noch auch die höhere, innerlich erkämpfte Anschauung des Weisen. Als echter Künstler durchlebt er im Zustande des Schaffens einigermaßen die Gedanken, Wünsche und Stimmungen, aus denen heraus seine Charaktere reden und handeln. Er muß wohl im persönlichen Leben auch gewisse Neigungen und Abneigungen haben, aber diese treten nur selten bei der Gestaltung seiner Charaktere hervor. Er war stolz darauf, der damals aufblühenden englischen Nation anzugehören. Seine Abneigung gegen das einseitige Puritanertum zeigt sich hie und da in einigen zu scharf hervortretenden Zügen seiner Dramen. Aber von bestimmten Ansichten konnte sich Shakespeare, der sich mit seiner Phantasie in die verschiedensten Menschen hineinversetzt, nicht leiten lassen.

Die Stärke seiner Sinne rettete ihn vor der tiefen Verstimmung und Lebensverachtung, die sich seiner zeit-

Digitized by Google

weilig bemächtigt hatten. In einem gesetzteren Alter führte ihn sein Temperament zu einer ironischen Resignation, in welcher zugleich eine gewisse Beruhigung für ihn lag. Nachdem er das durchlebt hat, was er durchleben konnte, nachdem er jetzt die Enttäuschungen seines Mannesalters als etwas Vergangenes betrachtete, blickte er auf die menschlichen Leidenschaften, auf die historischen Kämpfe mit einer gewissen Gleichgültigkeit herunter. In seinem Naturell lagen von Anfang an Gegensätze, von denen bald der eine, bald der andere stärker hervortrat. Eine einheitliche Richtung, ein Überwiegen einer einzelnen Seelenerscheinung kennt ein solcher Charakter nicht. Durch die Widersprüche, die er bei der Betrachtung des Lebens wahrnahm, schärfte sich unwillkürlich sein Blick für das Echte und Dauerhafte.

4.

In Shakespeares Naturell lag ein ungewöhnlich starker Sinn für alles, was mit dem wirklichen Leben zusammenhängt. Er ist durch und durch Realist: er läßt sich von der Wirklichkeit anregen, beeinflussen, tragen. Er wußte, daß es Menschen gibt, die anders geartet sind als er, aber er verspürte in sich als abgeschlossener Charakter niemals die Lust, anders zu sein als er war. Er war eben nur der Spiegel des Lebens. Seine Bekannten würdigten in ihm den Theaterdirektor, den feinen Gentleman und erst in letzter Linie den echten Dramatiker. Die ungewöhnliche Begabung konnte sich zwar bei ihm auch im Umgange mit den Menschen nicht verleugnen: wenn er im Kreise seiner Freunde verkehrte, übersprudelte er zuweilen von Witz, von eigentümlichen Einfällen, von Bildern, die denen ähnlich waren, die man in seinen

Digitized by Google

Dramen sieht. Selbst seinen Neidern konnte es nicht entgehen, daß er ein durch und durch ehrenwerter und begabter Mensch war. Aber mehr fiel an ihm auch niemand auf. Vielleicht hatten gerade seine Zeitgenossen das richtige Gefühl von seiner Bedeutung als Mensch. In jenem Zeitalter waren eben kraftstrotzende und reich begabte Naturen keineswegs selten, auch gab es damals viele dramatische Talente und Shakespeare war nur deren Blüte.

Darin allein, daß ihm die unmittelbare Lebensäußerung und Lebenskraft alles war, spricht sich im Grunde die dramatische Natur aus. Es besteht ein innigster Zusammenhang zwischen den thätigen Männern jenes Zeitalters und dessen größtem dichterischen Genie. Alle stellen sie an das Leben keine besonders tiefen Forderungen.

Im gewöhnlichen Leben war der Blick und das Bestreben Shakespeares auf die gegebene Wirklichkeit gerichtet: auf Besitz, auf einen Titel. Er war praktisch wie ein Kaufmann. Er schätzte genau den Wert des Geldes, er schuf den Typus eines Shylock jedenfalls nicht ohne eine innere Erfahrung. Er schätzte den Gentry-Titel um so höher, als dieser allein im stande war, ihn über den engen Kreis seines Berufes zu erheben. Als Schauspieler, der von sich selbst aus niemals auf einen solchen Titel ausgehen konnte, wußte er seinen Vater zu veranlassen, sich bei dem Wappenkönig mit Hilfe des Geldes um ein Familienwappen zu bewerben. In allem was er unternimmt, zeigt sich die praktische Seite seines Charakters.

Allein sein Naturell hatte auch daneben einen andern, innern Grundzug: das Vorwalten der schöpferischen Phantasie, die alle Eindrücke der Wirklichkeit verarbeitete und dieselben in eine höhere Sphäre erhob. Wenn er

Digitized by Google

sich hinsetzte, um ein Drama zu schreiben oder ein Sonett zu dichten, so war die Veranlassung dazu, wenigstens bei seinen besten Werken, sein Seelenzustand im gegebenen Zeitpunkt. In seinem Innern lag zugleich das Ergebnis alles dessen, was er früher, vor wenigen und vor vielen Jahren, in sich aufgenommen hatte. Die Eindrücke der fernen Vergangenheit, die damals nicht den entsprechenden dichterischen Ausdruck finden konnten, kamen gerade jetzt in seinem Gehirn zu einem ungeahnten, plastischen Ausdruck. Denn seine Seele war so beschaffen, daß in ihr sehr vieles von dem im Knabenalter, in der Jugend und im Mannesalter Beobachteten und Geschauten unbewußt schlummerte und nur auf den Funken des günstigen Augenblickes wartete, um in eine helle Flamme der künstlerischen Begeisterung auszubrechen.

In solchen schöpferischen Stunden lebte in ihm etwas ganz andres als in den Stunden, Tagen und Monaten, in denen er sich als Theaterdirektor und Geschäftsmann nach außen bethätigte, aber zugleich auch etwas ganz andres, als in den Tagen der inneren Gärung und des unbestimmten Verlangens. In diesen zwei verschiedenen Zügen, aus denen in naturwüchsiger und doch problematischer Weise sein Charakter sich zusammensetzt, liegt auch dessen ganze Eigentümlichkeit. Nach der Außenseite hin ist es der praktische, der bewußt handelnde, bedächtige, überlegende, und die Güter dieser Welt keineswegs verachtende Mensch. Hier sind es der praktische Verstand und die starke Willenskraft, die ihn beherrschen. Hier weiß er sehr gut, daß, um mit den Menschen zu leben und sich selbst am Leben zu erhalten, er in der Bethätigung seiner Klugheit den meisten seiner Mitmenschen nicht nachstehen soll: deshalb

Digitized by Google

ging er auch bewußt darauf aus, sich eine materielle Unabhängigkeit zu verschaffen, die allein im stande war, ihm Ansehen zu geben. Hier stand ihm das Geld höher als seine Kunst.

Allein derselbe praktische Mensch hatte zugleich, trotz seines starken Selbsterhaltungstriebes, schwankende und wechselnde Stimmungen, die von der unbewußt vor sich gehenden, mächtigen Arbeit seiner Phantasie kamen, und die oft die festen Schranken des Verstandes durchbrachen, in dessen Gebiet eindrangen und dort Verwirrung anzustiften drohten. Daran war der sensible, reizbare Teil seines Naturells schuld, denn obschon seine Phantasie und deren lodernde Glut einen festen Damm in seinem Verstande fanden, so trug sie doch ein zu heftiges Feuer in sich, um die Ruhe des Verstandes nicht zu stören. Und zwar mußte es oft plötzlich und unerwartet geschehen. Dann trat Shakespeare auch im gewöhnlichen Leben aus sich heraus und ergab sich der Gewalt seiner Stimmungen. In solchen Augenblicken vereinigte sich in ihm die Phantasie mit seinem Willen. Er kannte dann das Schwanken der sehnsüchtigen Reflexion, die innerlich versengende Stimmung und unbestimmte Empfindung. Dann verlor er auf einmal die feste Grenze, die ihn sonst von der Sehnsucht des fragenden Geistes und von dessen unbestimmter Weite trennte. Dann versenkte er sich in sein eigenes Innere, in das Dunkle, Schwebende, Verschiebbare, Ahnungsvolle. Er verlor auf einmal das Gleichgewicht zwischen der Außen- und Innenwelt. Er, der praktische und verständige Mensch, konnte vom dunkeln Auge einer mit ihm spielenden Kokette angezogen und gefesselt werden. Er erfuhr dann den ganzen Wechsel von Stimmungen, von Zorn, von

Digitized by Google

Haß und Liebe zugleich, die beide eine seltsam gemischte Empfindung ergeben, von Reizbarkeit und Sehnsucht, von Reflexionen über die Nichtigkeit der Wollust und über die Eitelkeit des Lebens. Er durchlief die veränderlichen Reihen der entgegengesetzten Seelenzustände von innerlich verzehrender Glut bis zur erstarrenden Kälte: bald trieb ihn die Sehnsucht in die unbestimmte Ferne, und bald führte ihn die frostige Reflexion zum Bewußtsein der Nichtigkeit und Unbeständigkeit alles dessen, was ihn früher so mächtig angezogen und festgehalten hatte.

In den Momenten, wo diese Sehnsucht in sein wirkliches Leben eingriff, war sein Empfinden ähnlich dem, aus welchem einige seiner Sonette, Lear und Hamlet hervorgegangen sind. In solchen Seelenzuständen trat der praktische Mensch in den Hintergrund, ja er verschwand zeitweilig ganz. Ungewollt spiegelte sich in seiner Phantasie das Bild des Innenlebens: er sieht die Vergänglichkeit alles dessen, was er im wirklichen Leben zu erreichen für seine vornehmste Aufgabe hielt, des Ruhmes und der historischen Größe, der Leidenschaft und des Hasses. Dann verbirgt sich Shakespeare nicht mehr hinter seine ausgesonnene Gestalten, hinter seine Phantasie, die aus Keimen wirklicher Erlebnisse in veränderter Form andere hervorzaubert. Es ist nicht mehr Shakespeare, der bedächtig seinen Zwecken nachgeht, auch nicht mehr der Schauspieler, der Königsrollen spielt, sondern ein Mensch, der die Glut großer Leidenschaft kennt, das Schwanken und Wogen des Geistes, die Ironie über die Schranken, die allen menschlichen Fragen anhaften und über die wir nicht hinwegzuschreiten vermögen.

In seinen Sonetten, im Hamlet und im Lear, ist es ohne Zweifel Shakespeare selber, der das Verlangen

Digitized by Google

hatte, gewisse Seiten seines Innern zu enthüllen. Wer so etwas zum Ausdruck bringt, der muß dasselbe auch innerlich irgendwie und irgendwann empfunden und durchlebt haben. Einfache Gestalten, Menschen der That und des Verstandes, Motive des Ehrgeizes, die historische Wirklichkeit, das Weib in seiner Hingebung und in seiner Zartheit, in seinem Spiel und in seiner Laune — das alles kann auch ein Mensch schildern, der mit einer gewissen Kraft der Phantasie begabt ist. Aber eine Gestalt wie Hamlet, dessen Sehnsucht und Reflexion, oder die inneren Stürme des Lear darstellen — so etwas setzt Erlebnis voraus, Gegensätze im Temperament, innere Kämpfe. Hat nun Shakespeare dies alles geschildert, so hat er es auch irgendwie innerlich erfahren. Aber wie? Er hat es nur in Augenblicken, Stunden, Tagen und höchstens Wochen der Stimmung erlebt. Der praktische Zug seines Charakters gewann immer wieder die Oberhand. Wie beide Seiten seines Naturells einander nicht ausschlossen — das ist ein Naturgeheimnis, das sich nur bis zu einer gewissen Grenze verfolgen läßt. Der Charakter jedes eigenartigen Menschen weist in seiner Zusammensetzung ein seltsames Naturspiel auf. Die Natur geht in der Schöpfung der seltenen Charaktere nicht schablonenhaft zu Werke. Das Genie verdankt sein Entstehen vielleicht nur einem Zufall, einem günstigen Augenblicke. Es ist gleichsam ein Einfall der Natur, einmal etwas mehr zu geben, als sonst an ihren sechs Werktagen. Auf die Frage, wie eigentlich ein Charakter wie Shakespeare zu stande gekommen sei, würde uns die Natur antworten: „Es ist ein einziger Feuerfunke, der ursprüngliche Lebensfunke, der sich ihm in einem unbewußten Augenblick mitgeteilt hat, und durch den ich in

Digitized by Google

ungeahnter Weise mein eigenes Dunkel erleuchte. Das eigentliche Genie Shakespeares aber lebt nur in den Stunden, in denen sein Gehirn sich allen meinen Klängen, Bildern und Trieben öffnet und er dann einen Einblick in mein geheimes Walten thun muß."

Digitized by Google

II.

Schaffen.

5.

Shakespeares Phantasie entwickelt das von ihm im Leben Beobachtete zu einer großen, selbständigen Welt, in welcher alles Nebensächliche und Störende beseitigt wird, und nur der Kern, die großen Umrisse, das Wesentliche, Beharrende, Ewige in den Beziehungen zwischen Mensch und Mensch hervortritt. Die Wirklichkeit des Lebens, die er um sich her beobachtete und in Chroniken und alten Dramen angedeutet sah, sind ihm nur der Canevas, auf den er bloß das stickt, was seine Phantasie allein sehen und erfassen kann. Was im Leben nur eine augenblickliche Stimmung war, eine Schmerzensempfindung, eine Lustempfindung, die flüchtig an ihm vorüberging, ein flüchtiger Gedanke, den er in bewußter Weise nicht zu Ende gedacht hat, das wurde in den Augenblicken des Schaffens objektiviert, plastisch geschaut, in andere Menschen hineingetragen, und unbewußt mit der Sicherheit eines Nachtwandlers gestaltet.

Digitized by Google

Die leidenschaftliche Anspannung aller Geisteskräfte in den Momenten der schöpferischen Produktion brachte einen Zustand der hellseherischen Ekstase mit sich, in welcher die unmittelbare Wirklichkeit entrückt wird, und eine neue Welt stark ausgeprägter Formen an deren Stelle tritt. Shakespeare hat dann nur das wiederzugeben, was er vor sich erblickt: die Charaktere, die er in seinen Dramen behandelt, treten dann leibhaft an ihn heran, anstatt daß er sie selber, wie weniger begabte Dichter, in seiner Phantasie aufsuchen müßte. In diesen Augenblicken lebt eigentlich der intellektuelle, bewußt denkende Mensch nicht mehr, oder der Intellekt spielt nur die Rolle des Zuschauers, der das, was auf der Bühne vor sich geht, nur beobachtet, aber in die Handlung nicht einzugreifen vermag. Der Intellekt kann dann nur verwirrend wirken, ebenso wie bei dem Nachtwandler, der stürzen kann, wenn er die Augen öffnet. Die feurige Phantasie schafft dann um sich eine Atmosphäre, in welcher nur sie allein aushält.

Daher ist es zu erklären, warum in allen Dramen Shakespeares, mit ganz wenigen Ausnahmen, eine Spannung herrscht, die sonst sich nirgends findet. Alle Leidenschaften und Seelentriebe erreichen hier gleichsam den Höhepunkt: im Leben spielen sie sich in dieser Weise nicht ab, weil die Wirklichkeit noch viele Nebenerscheinungen mit sich führt, die schwächend und dämpfend auf die Menschen wirken. Daher tragen auch alle Gestalten Shakespeares mehr Leben in sich als die Menschen in der Wirklichkeit. Seine Phantasie schafft nicht nur im eigentlichen Sinne des Wortes wie die Natur, sondern tiefer, gedrängter, in unbewußter Weise wählerischer als die Natur. Um so zu schaffen, muß der Mensch aus der Sphäre des un-

Digitized by Google

mittelbaren Lebens in eine ganz andere hineintreten, in welcher allein diese Wirkungen geschöpft werden können, vermöge deren, durch das Medium der Phantasie hindurchgehend, Gestalten von selbst nach außen treten. Um das zu erreichen, muß das Gehirn des Schaffenden anders geartet sein als jedes andere. In seinem Naturell muß die Leidenschaft von starken, gegen die Wirklichkeit des Lebens abgeschlossenen Sinnen getragen werden: sonst würde diese Glut den ganzen Organismus zerstören. Zwischen dem Intellekte und den Leidenschaften wird gleichsam ein Pakt geschlossen, daß der Intellekt zurücktreten soll, wenn die leidenschaftliche Produktion anfängt. Da die Phantasie und die Leidenschaft die eigentlichen schöpferischen Grundkräfte in Shakespeares Naturell sind, so kann Shakespeare nur solche Gestalten schaffen, wie sie die Natur selber auch geschaffen hätte.

Die Weisheit, die in seinen Werken niedergelegt ist, ist eigentlich auch nichts andres, als das einfache Ergebnis des ganzen Spieles der Naturkräfte: nicht der Intellekt kommt hinzu und stellt das Eine und das Andre unter irgend welchen bestimmten Gesichtspunkten auf, sondern die Natur selber verknüpft hier den Anfang mit dem Ende, so daß wir, die draußen stehen und zuschauen, darin eine gewisse Weisheit erblicken müssen.

Shakespeares Phantasie ist ebenso unerbittlich, unbeugsam und zuweilen sogar in großem Stile grausam wie die Natur, da sie auf denselben Gegensätzen aufgebaut ist, wie das ganze Leben, und diese noch weit schärfer hervorkehrt als die Wirklichkeit. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie die Phantasie bei Shakespeare mit der bewußten und erlebten Erkenntnis des Weisen gepaart

Digitized by Google

werden könnte: besteht ja doch ihr Merkmal gerade darin, daß sie eine Naturkraft ist. Hätte sich zu ihr eine tiefere Erkenntnis in bewußter Weise gesellt, so hätte sie diese Gestalten gar nicht schaffen können, sie wäre nicht mehr so instinktiv, so spontan und unerbittlich, es wäre dann der innerlich ausgleichende Dichter, der mit seiner Erkenntnis über seinen Gestalten stände, und die von ihm entworfene Natur überschaute. Um so zu schaffen, muß man noch nicht an der höchsten Stufe der Selbstüberwindung, bei der letzten Weisheit angelangt sein, sondern unvoreingenommen sich ganz der schöpferischen Kraft der eigenen Phantasie überlassen, durch Beziehungen, Zusammenhänge, Wünsche und Triebe mit dem Leben verbunden sein, und keine endgültige und bewußte Lösung des ganzen Lebensproblems erfahren haben.

Und wirklich bieten auch, tiefer geschaut, Shakespeares Dramen keine solche Lösung. Er bringt darin nicht eine persönliche Auffassung vom Leben hinzu, sondern er schildert nur die menschlichen Leidenschaften als Naturkräfte, die hervorbrechen, zerstören, oder im besten Falle sich durch die Gegensätze neutralisieren. Seine Anschauung vom Leben ist die des Künstlers, d. h. des Menschen, der noch selber mitten im Leben steht, nicht die des Weisen. Hier in der Wirklichkeit spielt sich um ihn manches ab: das Treiben des gesellschaftlichen Lebens, Intriguen und Zwistigkeiten hinter den Vorhängen seines eigenen Theaters, der Ehrgeiz und die starken Triebe, von denen die Großen jener Zeit beherrscht waren, der Wechsel der höchsten weltlichen Größe mit dem plötzlichen tiefen Fall. — Wie verhielt er sich dem allem als Mensch gegenüber? Doch wohl nicht als überwindender Weiser?

Digitized by Google

6.

Dank seinem besonders gearteten Naturell, hat aber Shakespeare auch die Fähigkeit, das ganze Leben des Menschen konkret zu überschauen, er geht nicht von einer Idee aus, von einem Gedankengebilde, sondern immer von einer anregenden Stimmung seiner Phantasie. Seine schöpferische Kraft ist wie ein Teil der Natur, es sind die ursprünglichsten Lebenskeime, zu denen seine Phantasie vordringt, und aus denen heraus sie ahnend und vorwegnehmend alle ihre Gebilde schafft.

Die Mannigfaltigkeit der typischen Charaktere, die er schildert, kommt daher, daß er in jedem schöpferischen Augenblicke das Leben von einer immer neuen Seite ansehen kann. Da er überhaupt mit keinen vorgefaßten Meinungen und Urteilen an die Betrachtung der Dinge herantritt, sondern die Lebenserscheinungen auf sich unmittelbar wirken läßt, so muß er mit Hilfe der sich immer wieder erneuernden Stimmung das Leben von immer neuen Seiten erfassen und gestalten. Er sieht die Menschen und die Gegenstände nebeneinander wie in der Wirklichkeit, aber seine Phantasie nimmt zugleich die Beziehungen und intimen Zusammenhänge wahr, so daß Wirklichkeit und Phantasie, konkretes Leben und schöpferisches Schauen sich gegenseitig durchdringen.

Im Leben findet sich für den Beobachter eine gar reiche Mannigfaltigkeit an Gestalten, an äußeren Zusammensetzungen und inneren Schattierungen des Charakters. Für den echten Künstler ist der Mensch keineswegs ein abstrakter Begriff, unter den sich ganze Reihen von Charakteren bringen lassen. Für ihn ist vielmehr jeder

Digitized by Google

einzelne Menſch etwas Beſonderes, das in der Darſtellung eine neue, ungeahnte Seite des Lebens eröffnet. Nicht nur die leidenſchaftlichen, ſtarken oder nachdenklichen und innerlichen Naturen bilden für ihn einen Reichtum verſchiedener Typen, ſondern auch die einfacheren, bis zu den unterſten Stufen des Intellektes. Da Shakeſpeares Phantaſie in der Betrachtung und Schilderung lebendiger Geſtalten immer ihre urſprüngliche Friſche bewahrt, ſo ſetzen ſich in ihr immer wieder neue Züge zuſammen, die einer neuen Art von Menſch entſprechen. Selbſt dort, wo Shakeſpeare ſich zu wiederholen ſcheint, nimmt doch ſeine naturwüchſige Einbildungskraft bald wieder einen neuen, früher nicht betretenen Weg, und ſchafft eine neue Geſtalt, die mit irgend einer früheren vielleicht nur den einen oder andern leichten Zug gemeinſam hat. Während die Dichter, die nicht ſo naturwüchſig und unmittelbar veranlagt ſind, aus einem einzelnen in der Phantaſie aufſteigenden Bild eine typiſche Geſtalt hervorrufen, ſchafft Shakeſpeare aus einer unverſiegbaren Quelle, aus welcher ihm unaufhörlich unzählige neue Bilder und neue Zuſammenſetzungen zufließen. Die verſchiedenen Männer, Frauen, Mädchen und Jünglinge, die er ſchildert, ſind alle mit denſelben Eigentümlichkeiten ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie begabt: ſie ſind Kinder der Natur, und dabei doch Geſtalten, die das Gepräge des Shakeſpeareſchen Geiſtes an ſich tragen. Sie bewegen ſich um uns her wie lebendige Menſchen, aber ſie ſprechen alle die Sprache Shakeſpeares. Man ſieht, es iſt Shakeſpeare, ein ganz beſonders geartetes Genie, durch deſſen Medium ſie alle hindurchgegangen ſind. Das iſt gerade das Verblüffende an ſeiner Eigenart, daß er trotz aller Objektivität doch immer bei ſeinen Ge-

Digitized by Google

ſtalten bleibt, ohne daß man ſeinen Geiſt dahinter anfaſſen könnte.

Selbſt dort, wo Shakeſpeare eine Unwahrſcheinlichkeit darſtellt, ſelbſt dort, wo ſeine Charaktere etwas ſagen oder begehen, das mit der Wirklichkeit nicht ganz übereinſtimmt, bleibt dennoch das Bild der Wahrheit da: er iſt immer wahr, ſelbſt wenn er phantaſtiſch iſt. Um ſo wie er zu ſchaffen, muß die Phantaſie von Anfang an die Naturwahrheit in ſich als etwas Feſtes und Unerſchütterliches tragen: erſt ſpäter können hie und da Abweichungen und unwahrſcheinliche Einfälle hinzukommen. Daher behalten ſelbſt die phantaſtiſchen Bilder bei Shakeſpeare einen Kern der Lebenswahrheit.

7.

In ſeiner erſten Schaffensperiode hatte Shakeſpeare eine beſondere Art von Humor, der ſich in einer mit Witz getränkten und zuweilen heitern Anſchauung verkörperte. Er beſaß damals die Gabe, das ganze Spiel gewiſſer niedriger Charaktere zu beobachten und darzuſtellen. In jener Zeit behielt noch ſein Temperament die vollſtändige Friſche und Natürlichkeit. Er ſah damals auf die Dummheit, auf die ſich im Leben unwillkürlich ergebenden Mißverſtändniſſe zwiſchen Menſch und Menſch ohne jeden Groll herunter. Die komiſchen Charaktere ſeiner Luſtſpiele erregen in uns nur ein Lächeln. Es iſt Dummheit, aber ſie tritt hier unwillkürlich und naturwüchſig hervor. Es iſt noch nicht die Ironie, die leidenſchaftlich in das Lebensſpiel eindringt. Noch zitterte nicht in ſeinen Dramen das Lachen über die Jämmerlichkeit deſſen, was hier im Leben

Digitized by Google

vor sich geht, die Ironie über die Ikarusschwingen des menschlichen Intellektes wie in seinen späteren Werken, in denen sich selbst seinem Humor schon eine gewisse Bitterkeit beimischt. Während früher sein Humor durchsichtig und klar war, gewinnt er später etwas Undurchdringliches. Er hat seinen Gesichtspunkt verändert. Die naive Heiterkeit machte allmählich einem ironischen Empfinden Platz. Waren in der ersten Periode seines Schaffens die Erfahrungen nicht tief in sein Inneres gedrungen, indem sein starkes Naturell frisch und mutig in die Zukunft drängte, so haben sich inzwischen Erfahrungen eingestellt, die ihm einen Einblick in das Ernstere des Daseins eröffnen mußten. Aber auch hier bleibt sein Naturell noch stark und abgeschlossen, es sind nur andere Farben, zu denen er seine Zuflucht nimmt, es ist ein anderes Kolorit, in das er den Hintergrund seiner Dramen hüllt. Hier zittern Töne aus seinem Innern, jedoch ohne daß dabei das Ganze in eingreifender Weise subjektiv gefärbt würde.

Schon in den Sonetten zeigt sich eine sehnsuchtsvoll verlangende und doch starke Reflexion: das kraftvoll Thätige des Renaissance-Menschen macht in ihm plötzlich einer tiefer eindringenden Anschauung Platz.

Sein Naturell hatte eine Mischung des Sanguinischen mit dem Melancholischen. Solange die kräftigen Lebenstriebe, die ungebrochene Leidenschaft ihn auf die Wirklichkeit hinwiesen, herrschte in ihm das Sanguinische vor. Der Genuß, die Frauenliebe regten ihn damals mächtig auf, aber jetzt schaute er schon darauf als auf etwas Vergangenes. Der praktische Mensch konnte jetzt in der Bethätigung nicht mehr das finden, was früher. Das Leben in London,

Digitized by Google

die ganze Theaterwirtschaft mußten ihm verleidet werden. Er verlangte nach einer gewissen Einsamkeit. Es scheint auch von jeher sein Wunsch gewesen zu sein, sich mit der Zeit in seine abgelegene Vaterstadt zurückzuziehen, jedenfalls nicht so sehr seiner Frau, als vielmehr seiner zwei Töchter wegen.

Der Melancholiker bekam allmählich die Oberhand über den leidenschaftlichen Sanguiniker. Er trat auch in die reifste Lebensperiode ein: er gewann die Übersicht über einen neuen Teil Wirklichkeit, über die tragische Wirklichkeit innerlich und nachdenklich veranlagter Menschen. War die Tragödie, die er in der ersten Lebensperiode schreiben konnte, die Tragödie naiv, zart und liebend veranlagter Charaktere wie Romeo und Julia, so dringt er jetzt auf den Grund der Seele und stellt den Kampf gewisser Naturen gegen die verwickelte Lebenswirklichkeit dar, den Jammer derjenigen, die gegen sich selbst streiten und mit sich selbst zerfallen sind; die innere Zersetzung, das Leben auf den höchsten Gipfeln und in den tiefsten Tiefen des Unglücks und des geistigen Elends. Hier wird die Betrachtungsweise Shakespeares eine durch und durch tragische: die Narreteien des Lebens, die Dummheit der Vielen, das Elend des Einzelnen schließen sich zu erhabenen Bildern zusammen, in denen Shakespeare selbst sich nur hie und da durch die zu heftig hingeworfenen einzelnen Striche und durch das stark hervortretende Kolorit verrät. Die sanguinische und melancholische Seite haben sich etwa in seinem vierzigsten Lebensjahre durchdrungen und er hat das Leben dadurch anders auf sich wirken lassen. Es liegt etwas Notwendiges darin, daß seine erhabensten Tragödien das Produkt seiner Reife sind. Man kann

Digitized by Google

sich gar nicht vorstellen, wie Shakespeare seinen „Hamlet“ oder „Lear“ zu einer Zeit geschrieben hätte, in welcher sein anmutiges Lustspiel „Die beiden Veroneser“ verfaßt wurde.

8.

Mit der Leichtigkeit, mit welcher er alles im Leben erfassen konnte, verschaffte er sich auch auffallende Kenntnisse, deren Spuren überall in seinen Werken zu finden sind. Obschon er fern davon war, sich mit der Wissenschaft systematisch abzugeben, verstand er es doch mit genialer Intuition das Wesentliche und Wichtigste sich anzueignen. Sein Gehirn stand ja allen Thatsachen und Eindrücken der Wirklichkeit offen gegenüber: er brauchte nicht viel und mühsam darüber nachzudenken, sondern erfaßte im Fluge die verwandten Seiten und Berührungspunkte, das auffallende Kolorit, das besonders geprägte einzelne Wort der Sprache, ein altes Volkslied, den Inhalt der Musik, das Charakteristische eines mythologischen Symbols. Das allzuweit gehende Detail, was nicht mit einem großen Symbole und mit einem charakteristischen Ausdruck der Wirklichkeit im Zusammenhange steht, ließ er beiseite.

Er schöpfte aus den ihm zufällig in die Hände fallenden Büchern mit unverrückbarer Ahnung nur das, was er allein jetzt oder später einmal brauchen würde. Alle diese Bücher waren ihm nichts als Naturprodukte, die er ebenso frei benutzen konnte, wie all das, was er in der Außenwelt vorfand. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, ein Buch mit der Gründlichkeit des Gelehrten zu lesen. Er hat seine eigene Gründlichkeit: die des intuitiv

Digitized by Google

erfassenden Menschen. Er dringt auf den Grund des Buches wie der Perlenfischer, der nicht den Zweck verfolgt, den Grund des Meeres zu erforschen, sondern nur Perlen und Muscheln heraufischen will. Alles Schwere, mühsam zu Erwerbende übergeht er, denn er weiß sofort, was er davon gebrauchen kann: das seinem Geiste Verwandte assimiliert sich ihm von selbst. Es könnte den Anschein haben, als ob Shakespeare ausgedehnte klassische Studien getrieben hätte, während er doch die meisten von ihm angewendeten mythologischen Bilder im Ovid oder in irgend einer Nachahmung einer klassischen Dichtung finden und seinem Gedächtnis ohne besondere Mühe einprägen konnte. Im reifen Alter hat er eine ausgedehnte Lektüre betrieben. Er konnte gewisse Werke, wie die Biographien Plutarchs, den Ariost und den Tasso in englischen Übersetzungen lesen. Reisebeschreibungen, Übertragungen italienischer und spanischer Novellen, und in besonderer Weise Montaignes Essais ließ er auf sich unmittelbar wirken: das Wesentliche, was er daraus schöpfte, bildete sich in seinem Gehirn zu etwas Schöpferischem aus. Die schulmeisterliche Gelehrsamkeit, die mit Mühe erworbenen Brocken der Klassizität, mit welchen man in jener Zeit in Gesprächen und bei der Tafel zu paradieren pflegte, konnten ihn nur zu Schilderungen in seinen Lustspielen anregen: die Schulmeister, die darin auftreten, verkörpern in sich die ganze komische Hohlheit des äußerlichen, mechanisch aus Büchern geschöpften Wissens. Shakespeare saugt aus verschiedenen, zufällig gefundenen Blumen wie die Biene. Den allgemeinen Umriß, die Fabel seiner Werke nimmt er bei einem alten Chronisten, bei Plutarch oder bei einem Novellisten der

Digitized by Google

Renaissance. Aber in diesen Umriß trägt er etwas hinein, wodurch die ursprüngliche Fabel zu einem großen Bilde der menschlichen Leidenschaften und Konflikte wird: das Gelesene und Empfangene war etwas Äußerliches, das Bewegende und Schöpferische aber lag in seinem eigenen Innern. Solche Menschen kennen nicht die Abgrenzung des geistigen Eigentums. Das ganze Leben ist ihnen nur Stoff für die künstlerischen Bilder, die sich in ihrer Phantasie regen.

9.

Wenn Shakespeare ebenso schafft wie die Natur, so behält er dennoch dabei die vollständige Freiheit seines eigenen Phantasiespieles. Bei aller Naturtreue spielt niemand mit seiner Phantasie so viel und so verwegen wie er. Es sind die seltsamsten Einfälle, ein sprühendes Feuerwerk von Geist und Witz: er greift kühn in die Sprache ein, setzt die ungewöhnlichsten Worte zusammen, dreht sich oft im Kreise um, im Gefühle, denselben immer wieder von neuen Punkten aus durchbrechen zu können. Zuweilen ist es ein Gerassel von radebrechenden Epitheta, in welches der schönste und melodischeste Klang seiner Bildersprache plötzlich wieder hineintönt. Es ist, als ob seine Einbildungskraft, um diese Bilder und plastisch hervortretenden Gestalten hervorzubringen, sich das Spiel mit der Sprache gar nicht versagen könne, als ob dies der kürzeste Weg wäre, auf welchem seine Phantasie zur Wirklichkeit des Lebens gelangte. Darin spricht sich aber auch zugleich seine ungewöhnliche Fähigkeit aus, Gegenstände und Gedankenbilder zu verbinden. Himmel und Erde, das

Digitized by Google

Innere und Äußere, alles Gegensätzliche im Leben dient ihm dazu, seinen Sprachbildern eine besondere Eigentümlichkeit zu verleihen. Er geht mit der Sprache wie mit dem weichesten Thone um, aus dem er oft in tollster Laune alles bildet, was er will. Es ist nicht die Sprache des vernünftigen Geistes, des überlegenden, messenden, klaren Denkens. Man sieht: wer solche Bilder in diesen ungeahnten Beziehungen hervorbringt, dessen Schaffen ist zum allergrößten Teil ein unbewußtes. Im Zustande des vollständig klaren Bewußtseins hat man gar nicht die Möglichkeit, mit solchen Siebenmeilenstiefeln aus einem entlegenen Winkel der Natur in den andern zu schreiten; man geht dann behutsam, bedachtsam von einem Punkt zum andern über und verteilt dann Licht und Schatten ganz anders.

Bei Shakespeare hingegen ist es eine vollständige Sprach- und Bilderfreiheit, eine Befreiung von allen äußeren Gesetzen. Er schiebt die Außen- und die Innenwelt ineinander. Es ist Naturspiel, wie die Farben der Pflanzen und Tiere, wie das Wandern und die Formenänderungen der Wolken. Ein Wort bringt nicht nur das andere Wort mit sich, sondern auch ein ganzes zusammengesetztes Bild. Es ist ein Wetteifern zwischen der Sprache und der Phantasie: bald geht die Sprache der Phantasie voran, bald gewinnt die Phantasie der Sprache den Vorrang ab, und bald wieder durchkreuzen sich ihre Wege, und daraus entspringt ein kompliziertes Gebilde, in welchem ganze Reihen von Bildern aufeinander drängen.

Wenn Shakespeare schafft, so hat er gleichsam ein ganzes Gesichtsfeld vor sich, auf welchem ein Bild das andere ablöst. Er greift ins Volle, ja, das eine Bild

Digitized by Google

dringt zuweilen in das andere hinein, noch bevor jenes eine abschließende Form gefunden hat. Daher das plötzliche Unterbrechen einer Reihe von Worten und Metaphern, daher zuweilen das anscheinend Gesuchte in seinen Dramen. Sieht man aber näher zu, so ist es nichts andres, als die Eigenschaft seiner Phantasie, nur das wiederzugeben, was sie vor sich gesehen hat.

Ein solches Gehirn kennt nicht das Wählen, Ausscheiden und Zusammensetzen in bewußter Weise. Oft findet darin ein Jagen von Träumen statt, das dem Jagen der Wolken zu vergleichen ist, wenn ein scharfer Wind heranzieht. Da wechseln die Wolkengebilde mit einer Hast, die unser Auge kaum wahrzunehmen vermag. Es findet da ein Malen auf einem wechselnden Hintergrunde statt, das mit keiner Perspektive und mit keinen mathematischen Maßen nachgeahmt oder erfaßt werden kann. Bald sind es die Formen riesenhafter Gebirge, die sich nur für einen Augenblick mauerfest am Horizonte auftürmen, bald sind es verschlungene Zickzacklinien, die sich dem Auge im Nu darbieten und gleich wieder mit dem Hintergrunde zusammenfließen, bald sind es phantastische Gebilde, über die der Wind kräuselnd einherzieht.

So gestaltet sich auch die Sprache Shakespeares, wenn der Sturm seiner Phantasie sich derselben bemächtigt. Das Unvereinbare kommt da zusammen, die entgegengesetzten Naturelemente scheinen sich da durchdringen zu wollen: es findet ein Hasten und Jagen durch alle Reiche der Natur statt. Himmel und Meer, das Tier- und Pflanzenreich, die entferntesten Gestirne und deren mythologisch-symbolische Namen, die Völker aller Erdteile, die Bibel, Homer und Ovid, alte englische Balladen, Bänkel-

Digitized by Google

sängerlieder und Gassenhauer, Erd- und Luftgeister, Feen und Elfen, Schiffbrüche und Stürme, alle möglichen Geräte, die Empfindung des Betrunkenen, das Zähneknirschen des von seinen Leidenschaften Übermannten, das grinsende Lachen des Idioten, und das überlegene, in Bitterkeit getauchte Lächeln des Ironikers, die Sphärenmusik höherer Geister und daneben, wie ein Regenbogen gespannt, eine sichere Brücke, über die Shakespeares Phantasie in das Innere der Natur somnambulisch schreitet.

Der Stil Shakespeares ist der Stil der dichterischen Begeisterung. Vom Stile seiner Dramen kann ein Rückschluß auf den Zustand gezogen werden, in welchem er seine Gestalten konzipierte und bildete, auf den Gegensatz des Sanguinikers zum Melancholiker, wodurch er, wie kein andrer die Tragikomödie des Lebens erfassen und schildern konnte.

Die Mannichfaltigkeit der Lebenserscheinungen überblickte er ebenso natürlich und leicht, wie man von einem hohen Turm ein Panorama überschauen kann. In dem konkreten Verhältnis seines ganzen Naturells zur Außenwelt liegt die Stärke, das Rückgratartige aller seiner Werke. Seine glühenden Stimmungen brachten ihn nicht für immer aus seinem angeborenen Gleichgewichte. Seine Erlebnisse sind vollständig die eines leidenschaftlichen und starken Charakters, der innerlich oft auch von Ahnungen beherrscht wird. Es muß wohl Augenblicke gegeben haben, wo Shakespeare ganz nahe an den letzten Grenzen des Rätselhaften, Geheimnisvollen und Fragbaren stand. Allein die konkrete Fülle der Lebensthatsachen, die sich in seinem Gehirne spiegelten, bemächtigte sich immer wieder seiner Einbildungskraft, und führte ihn dazu, das, was er vor sich erblickte, gleich der Natur, in Gestalten und Formen zu zeigen.

Digitized by Google

Lessing.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Charakterzüge.

1.

Persönlicher Mut, Gleichgewicht der inneren Kräfte, eine sich fortwährend bethätigende Kraft des Verstandes, innere Energie und Selbstvertrauen sind die Züge, die durch das ganze Leben Lessings hindurchgehen. Ein zuversichtliches Sichgehenlassen war ihm stets eigen. Als 21jähriger schreibt er: „Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Not nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe.“ Und vier Jahre später macht er über sich die Beobachtung: „Ich glaube schwerlich, daß ein Mensch gegen das Zukünftige gleichgültiger sein kann, als ich.“ Und in seinem 36. Lebensjahre bemerkt er in einem Briefe an seinen Vater: „Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außer stand zu arbeiten setzen können, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht.“

Digitized by Google

Ganz jung ging er in die Welt hinaus mit dem Selbstvertrauen eines Menschen, der bereits weiß, daß er eine Aufgabe zu verrichten hat. In der kleinbürgerlichen Umgebung des Pfarrhauses hatte er nur Ehrlichkeit, eine gewisse biedere Scheu vor allem Selbständigen und eine Nüchternheit in den Ansichten und in der Lebensweise seiner Angehörigen gesehen. Aus den Büchern, auf die der Jüngling angewiesen war, konnte er nur eine formale Schulbildung schöpfen, die ihm schon damals keineswegs genügte. Er hat bald die Mängel seiner äußern und innern Erfahrung erkannt und schon auf der Universität strebte er nach einem umfassenderen Wissen, als es ihm seine Lehrer geben konnten und nach einer Durchbildung des Charakters. Der kleinbürgerliche Geist und die Pedanterie der deutschen Schriftsteller und Gelehrten von damals sagten ihm wenig zu. „Kein Lehrer that ihm Genüge", erzählt sein Bruder, „alle schienen ihm seicht und gaben seinem Leichtsinn oft Gelegenheit zum Spotte, den einzigen Ernesti ausgenommen, den er dann und wann über die römischen Altertümer, über die griechischen Klassiker und über die Universalgeschichte, doch sparsam genug, hörte. Oft schwatzte er seinen Freund Weiße noch vor Ernesti's Thüre weg, und auf die Promenade."

In der ersten entscheidenden Epoche seines Lebens wollte er sich an keine Stellung und an keinen Beruf binden, und auch später hatte er gegen ein bestimmtes und einengendes Studium eine starke Abneigung. Bei allem, was er in seiner Jugendzeit lernte, ging er nicht darauf aus, ein gewisses Fach zu beherrschen, sondern lediglich darauf, den Forderungen seines Geistes genug zu thun und seine allgemeinen Kenntnisse zu bereichern. „Ich habe in der

Digitized by Google

Fürstenschule zu Meißen und hernach zu Leipzig und Wittenberg studiert", schreibt er i. J. 1754, „man setzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt was. An dem letzten Orte bin ich Magister geworden. Ich bin also etwas mehr als ein bloßer Student wie mich der Herr Pastor Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Professor Walch gehalten hat." Und noch in seinem 40. Lebensjahre zeichnet er in einem Briefe an Mendelssohn sein Verhältnis zu gewissen Gebieten des historischen Wissens mit folgenden Worten: „Daß Sie nicht glauben, daß ich mich aufs Künftige lediglich unter den Altertümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben gerade so viel, als es wert ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unsrer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird." (5. Nov. 1768.)

Schon in seiner Jugend hatte er den bestimmten Drang, als Schriftsteller zu wirken und zugleich das volle Bewußtsein, daß diese Thätigkeit kein eigentlicher Beruf sei, aber er wußte auch, daß er doch in keine Stellung, weder in die des Theologen, noch in die des Lehrers paßte. Noch in seinem Mannesalter, zur Zeit, da seine Lage eine sehr bedrängte war, und sein Bruder ihm schrieb, eine Professur könnte sich mit Hilfe seiner Freunde ihm eröffnen, antwortete Lessing, „das Professoriren" sei seine Sache nicht.

Seinen Eltern blieb es stets unverständlich und eine Sorge, daß ihr Sohn nach ihrer Ansicht ohne Lebensberuf aus einer Stadt in die andere zog. In seiner Jugend mußte er seinem Vater gegenüber sogar seine Lustspiele und seine ganze litterarische Thätigkeit als etwas verteidigen, das

Digitized by Google

des Sohnes eines Pfarrers nicht würdig sei. Dabei hatte der Vater noch den seltsamen Verdacht, sein Sohn wolle entweder sich von der christlichen Religion ganz lossagen, oder wenigstens die protestantische Kirche verlassen und sich zum Katholizismus bekehren. „Den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne", schrieb der 21jährige Lessing an seinen Vater, „kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen?" Und ein andermal sah er sich genötigt, seinem Vater gegenüber seine Gesinnung zu verteidigen: „Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Überzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt." Er wollte die christliche Religion nicht ohne weiteres auf Treu und Glauben annehmen, wie man etwa das Vermögen von seinen Eltern erbt, und wandte sich an seinen Vater: „So lange ich nicht sehe, daß man eines der vornehmsten Gebote des Christentums, *seinen Feind zu lieben*, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben."

Sein ganzes Leben lang wahrte er eifersüchtig seine geistige Unabhängigkeit und opferte ihr Ruhe und Bequemlichkeit, obschon er gar bald erfahren mußte, welche Pein und Lebensnot seiner warteten. Hatte er anfangs noch geglaubt, von seiner schriftstellerischen Arbeit leben

Digitized by Google

zu können, so wurde er bald eines bessern belehrt: seine Werke, selbst die dramatischen, brachten ihm gar wenig ein, so hat er für sein mit Erfolg aufgeführtes Lustspiel „Minna von Barnhelm" rein gar nichts bekommen. Auf die Honorare seiner Werke anspielend, schrieb er einmal an seine spätere Frau (29. Nov. 1770): „Sie haben von jemandem schreiben gelernt, der das Papier nicht zu schonen brauchte. Wir Schriftsteller aber müssen ganz klein schreiben lernen, sonst kriegen wir auch nicht einmal das Papier bezahlt." Er gab nachmals seinem Bruder Karl den wohlbegründeten Rat, ja nicht von schriftstellerischer Thätigkeit leben zu wollen, und sogar von den gelehrten Studien abzusehen. „Was soll am Ende herauskommen?", schrieb er an ihn (26. April 1768). „Sieh, daß Du ein Sekretär wirst oder in ein Kollegium kommen kannst. Es ist der einzige Weg, über lang und kurz nicht zu darben. Für mich ist es zu spät, einen andern einzuschlagen."

2.

Die Lebensnot, in welcher sich Lessing fast immer befand, ertrug er mit einem gewissen Gleichmut. Er hatte dabei das stille Bewußtsein, daß er sich das, was ihm im Leben als das Wichtigste galt, doch gewahrt hat. An seinen Bruder Karl schrieb er (30. April 1774): „Aber so ist es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert und muß dienen, das wilde in seiner Wüste ist frei, verkommt aber vor Hunger und Elend."

Fortwährend hatte Lessing mit seinen drückenden Schulden zu schaffen, und mußte sogar zuweilen befürchten, seinen guten Namen dabei einzubüßen. „Ich stecke hier in

Digitized by Google

Schulden bis über die Ohren und sehe schlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren wegkommen will", heißt es in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1770. Und ein Jahr zuvor, als er sich mit der Absicht trug, nach Italien zu reisen, beklagte er sich über die Unmöglichkeit, seinen Eltern beizustehen: „Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unserer ganzen Familie ist. Denn der ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig, und ich stecke, bei dem Mangel des Notwendigsten, oft in Schulden bis über die Ohren." Er hatte sogar einmal vor, Deutschland ganz zu verlassen, indem er hoffte, in Rom weit billiger als in einer deutschen Stadt leben zu können. Er schrieb damals an Nicolai (28. September 1768): „Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthl. leben; aber in Rom für 300 Rthl. Soviel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um 1 Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom hungern und betteln lasse als in Deutschland."

Fast mehr als ein Jahrzehnt hindurch kämpfte Lessing hartnäckig gegen die „schurkischen Umstände", in welchen er sich befand. Um seine drückenden Schulden zu tilgen, sah er sich sogar gezwungen, seine mit Mühe zusammengelesene Bibliothek zu verkaufen, und oft auch Vorschüsse auf seine Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel zu verlangen, oder des Geldes wegen zu schreiben. Seinem Bruder gegenüber bemerkte er, es würde ihm gar nicht einfallen, so viel zu schreiben und drucken zu lassen, wenn ihn die Verhältnisse nicht dazu zwängen: „Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann, so habe ich schlechterdings kein anderes Mittel, mich nach und nach

Digitized by Google

aus meinen Schulden zu setzen, als zu schreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nötiger gehabt, um Geld zu schreiben als jetzt, und diese Notwendigkeit hat natürlicherweise sogar Einfluß auf die Materie, wovon ich schreibe." (11. Nov. 1770.) Die freiwillig übernommene Unterstützung seiner Eltern mußte er aussetzen, und seiner Mutter unverblümt seine Lage darstellen: „Das bare Geld ist bei mir so knapp gewesen, als es nimmermehr bei Ihnen hat sein können. Denn die Schwester wird doch noch immer einen Dukaten oder so etwas in Reserve gehabt haben, an dem es mir wahrlich so oft gefehlt hat." (9. April 1772.) Ein Jahr darauf berichtete er seinem Bruder Karl: „Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande um Brot geschrieben hätte. Ich habe meine Beiträge bloß darum angefangen, weil diese Arbeit fördert, indem ich nur einen Wisch nach dem andern in die Druckerei schicken darf und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein paar Louisdor bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Wenn Du nicht begreifen kannst, wie ein Mensch, der doch jährlich 600 Thaler hat, in so kümmerlichen Umständen sein kann, so muß ich Dir sagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre mein ganzes Salarium vor einiger Zeit habe aufnehmen müssen, um nicht verklagt zu werden." Und etwa anderthalb Jahre später (8. Dez. 1774) sah er sich veranlaßt, seinem Bruder Theophilus die Ursache anzugeben, warum er sein Versprechen, der Mutter zu helfen, nicht halten könne: „Ich befinde mich seit zwei Jahren in den allerverwirrtesten, kümmerlichsten Umständen und versinke immer tiefer. — — — Ich kann itzt so wenig jemand helfen, daß, wenn mir

Digitized by Google

Gott nicht bald hilft, ich schlechterdings hier zu Grunde gehen muß. Ich habe längst alles bis auf den letzten Heller verloren, was ich besaß. Ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag vorausnehmen müssen, um mich keiner Prostitution auszusetzen. Und itzt lebe ich von Borg und von dem kleinen Verdienste, was meine Schreiberei abwirft."

Und doch konnte er es zu gleicher Zeit, da er so viel unter dem Druck der Sorgen zu leiden hatte, nicht über sich bringen, im geringsten aufdringlich zu werden: „Doch das Selbstbewerben ist für mich eine gar harte Nuß; und ich würde nur sehr schwer, in Rücksicht auf eine Person, die ich mehr liebe als mich selbst, dazu zu bringen sein," heißt es in einem Briefe an seine spätere Frau. (10. April 1772.) Und zwei Jahre darauf schrieb er an dieselbe: „mich anzubieten? Ich würde mit mehrerer Freudigkeit in den Tod gehen. Und zu was sollte ich mich auch anbieten? Ein Mensch, wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein." Als der Erbprinz von Braunschweig ihm endlich aus freien Stücken versprochen hatte, sein Gehalt zu erhöhen, das gegebene Wort aber nicht hielt, war Lessing sogar bereit, seine Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel ganz aufzugeben, obschon er gar keine bestimmten Aussichten auf eine andere hatte. „Ich denke überall so viel wiederzufinden, als ich hier verlasse," schrieb er an Eva König (3. April 1773.) „Und wenn ich es auch nicht wieder fände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen."

Die Energie im Charakter Lessings und der Adel seiner Gesinnung tritt überall hervor. Es ist nur selten eine Klage der Verzweiflung, es ist nur Unmut, was zuweilen aus ihm spricht, und oft eine mutige und vornehme Zurück-

Digitized by Google

haltung. Trotz aller Hindernisse, auf die er meistens stieß, blieb er sich doch immer treu. Oft überließ er sich seinem Schicksal mit einer gewissen Gleichgültigkeit, die aus dem Bewußtsein seiner persönlichen Kraft kam. Bei aller Lebensnot fuhr er fort, seine litterarischen Kämpfe auszufechten und darin seine Überzeugung ohne Ansehung der Person rücksichtslos und unerbittlich zu vertreten. Die Stärke seiner Persönlichkeit lag gerade darin, daß er vom Leben nichts erhoffte und nichts befürchtete. Sein Mut und seine Zuversicht kannten fast gar kein Wanken und keinen Zweifel. Er stand felsenfest, in sich geschlossen da, und ertrug alle Anstürme mit der Unerschütterlichkeit einer Naturkraft. Da in seinem Empfinden kein einziger gebrochener Ton lag, so konnte er selbst in den traurigsten Lagen noch seinen Geist bethätigen. Das wenige Gute, das ihm das Schicksal in gar seltenen und unverhofften Augenblicken zu gewähren schien, nahm er mehr als Geschenk, denn als etwas hin, das ihm mit Recht zukam: „ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe. — — — Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist: aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr, als in unserer Überredung.“ (12. Febr. 1771.)

Erst später, in der unerträglichen Einsamkeit seiner Wolfenbütteler Jahre überkamen ihn Stimmungen, aus denen etwas wie eine tiefe Klage über die mühsam zurückgelegte Strecke seines freudelosen Daseins herausklang. „Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise“, schrieb er aus Wolfenbüttel an Eva König. (27. Juni 1772.)

Digitized by Google

„Mir aber ist itzt das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe.“ Und wie bezeichnend sind die Worte in einem Briefe seiner späteren Frau: „wenn Sie unzufrieden sind, so muß die Ursache gewiß groß sein.“

3.

Zu der gemeinen Lebensnot kamen noch die inneren Leiden seiner Liebe zu Eva König. Wahrscheinlich fühlte er sich schon zu dieser Frau hingezogen zur Zeit, wo ihr erster Mann noch am Leben war. Als sich ihre Beziehungen zu einander fester geknüpft hatten, stand Eva in ihrem 35sten Lebensjahre (sie war 7 Jahre jünger als Lessing) und hatte für vier Kinder zu sorgen und die zerrütteten Geschäftsangelegenheiten ihres verstorbenen Mannes zu ordnen. Unter diesen Umständen war an eine Verbindung mit Lessing einstweilen nicht zu denken. Es begannen sechs Jahre beständiger Unsicherheit und harten Kampfes, aber ihre gegenseitige Neigung und Anhänglichkeit wurde dadurch nicht vermindert. „Durch die Widerwärtigkeiten, welche Ihnen zustoßen“, schrieb Lessing an Eva (20. Nov. 1771), „kann meine Liebe unmöglich erkalten. Eher fühle ich, daß sie das könnte, wenn Sie sehr glücklich wären.“

Sie mußten sich beide darein schicken, jahrelang einander nicht zu sehen. Nachdem Lessing lange in die trostlose dunkle Ferne gestarrt, und dort weder für sich, noch für seine Freundin einen einzigen hellen Punkt gefunden hatte, vergrub er sich in seine Bücher, und verstummte zuweilen auf Monate: er zog es vor, seiner Freundin, die ja genug

Digitized by Google

eigene Sorgen hatte, gar nicht zu schreiben, als sie noch durch die Schilderung der seinigen zu beunruhigen: „ein Brief ist zwar bald geschrieben, aber noch habe ich keinen an Sie geschrieben, der mich nicht auf acht Tage unruhig und mir alle Arbeit ekel gemacht hätte.“ (8. Jan. 1773.)

Ihr Gefühl zu einander war das reifer und klar über sich nachdenkender Menschen, die sich in einander immer und in die unerbittlichen Verhältnisse meistens mit Vornehmheit und Resignation zu schicken wissen. Solche Naturen kennen keine auf die Spitze getriebene Sehnsucht, keine Leidenschaft, aber zugleich auch kein Mißtrauen und keine Zersetzung des Empfindens. In ihren gegenseitigen Beziehungen herrscht kein Geheimnis und kein Dunkel, sondern Klarheit und Bestimmtheit vor. Sie verlangen kein vollständiges Verschmelzen zweier Seelen, keine Mystik des Gefühles, sondern nur eine tiefe und sichere Freundschaft: sie empfinden in jeder Lebenslage eine unbeschränkte Achtung für einander, und wenn zu dieser noch eine Anhänglichkeit hinzukommt, so ergibt sich ein dauerhaftes Gefühl, dessen Reinheit durch nichts getrübt werden kann.

In Evas Charakter lag neben ihrer hellen Verständigkeit eine Feinheit des Gemütes, eine Aufrichtigkeit und ein Zug zum Humor. Ihre Liebe zu Lessing war von jeder Eitelkeit rein. Kam sie in ihren Briefen auf litterarische Verhältnisse oder auf die Werke ihres Freundes zu sprechen, so berührte sie dieselben nur kurz und oft mit einer Anmut und feinem Humor. „Eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen“ heißt es in einem ihrer Briefe an Lessing (3. Aug. 1771) „und bin in meiner längst gehegten Meinung — Sie seien ein Erzweiberfeind —

Digitized by Google

nun völlig bestärkt. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen! Sie müssen an verzweifelt böse Weiber geraten sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestraft werden." Und nachdem Klotz gestorben war, schrieb sie (14. Jan. 1772): „was ist Klotzen angekommen, daß er so geschwind Reißaus genommen? wie ich seinen Tod hörte, freute ich mich, daß Sie zu seiner Seligkeit noch vieles beigetragen haben möchten; weil Sie ihn wahrscheinlich zur Erkenntnis seiner selbst gebracht."

In Evas Naturell klang hie und da ein schwermütiger Grundton an, aber ihr Verstand kannte doch keine enttäuschten Hoffnungen und keine Illusionen: „denn was ich mir fest vorstelle, muß eintreffen, oder ich leide zu viel dabei; darum zweifle ich gewöhnlich an dem, was ich wünsche. Dann genieße ich aber auch die Freude doppelt."

Dieselbe Tapferkeit, dieselbe Wahrheitsliebe, und dieselbe Feinheit des Gemütes und des Verstandes war Lessing und Eva gemeinsam.

Der Wunsch, endlich auch einmal etwas von dem zu erfahren, was die andern unter Glück verstehen, wurde ihm nach langjährigen Entbehrungen zwar endlich gewährt, aber sein neugeborener Sohn, der „die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen", zog auch nach vierzehn Tagen die Mutter mit sich. Und mit seiner Frau, mit der er kaum ein einziges Jahr zusammengelebt hatte, begrub er auch seine letzte Lebenshoffnung. Die öffentliche Meinung that das ihrige, um ihm noch die letzten Jahre seines Daseins zu verdüstern. Bald verbreitete sich das Gerücht, Lessing habe sich seine Wolfenbüttler

Digitized by Google

Fragmente von den Amsterdamer Juden mit tausend Dukaten bezahlen lassen, und zugleich das andere, er bereite der Verheiratung seiner Stieftochter Amalia Schwierigkeiten, weil er selber eine Neigung zu ihr habe. „Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollte als andere Menschen!“ — schrieb er 7 Monate nach dem Tode seiner Frau an Elise Reimarus. „Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolierten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! ... Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will.“ —

In seiner Einsamkeit war freilich seine Stieftochter noch das einzige, was ihn aufrecht erhielt, obschon er ihrem Glücke keinen Augenblick im Wege stehen wollte. 9 Monate vor seinem Tode schrieb er: „ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können als ehedem, und der ich also zu entgehen mich auf das andere Ende werfen könnte, so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe: als ein Landstreicher und als ein weit ärgerer als ehedem, indem mich die Lust zu studieren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz alles über mich vermochten, gethan hat.“

Digitized by Google

4.

Für die beschauliche Ruhe war ein Charakter wie Lessing nicht geschaffen. Seine Thätigkeit brauchte immer Anregungen eines äußeren Kreises, in welchem sein Talent sich entfalten und wirken konnte. Er brauchte ein Publikum und eine Bühne, aber doch waren sie ihm alle nur Mittel für etwas Höheres, denn er glaubte an die Macht der Ideen, an die Möglichkeit, die Menschen zu heben und zu vernünftigen Anschauungen zu führen. Er gehörte nicht zu den einsamen Naturen, sondern er wußte mit den Menschen zu verkehren und in den meisten Fällen dieselben für sich einzunehmen. In seiner Jugend und in seinem Mannesalter fühlte er sich sogar oft zu den Menschen hingezogen und verlangte nach einem lebhaften Umgang. Er blickte nicht in das Innere des Menschen und verhielt sich ihm gegenüber nicht skeptisch. Ebenso wie er keine übertriebenen Forderungen an das Leben stellte, verlangte er auch von dem Menschen niemals das Unmögliche. „Alle gute Leute gehen einander an", heißt es in einem seiner Briefe an seine spätere Frau. „Besser ist", schreibt er an Gleim (6. Febr. 1774), „unter noch so bösen Menschen leben, als fern von allen Menschen. Besser ist, sich vom Sturme in den ersten besten Hafen werfen lassen, als in einer Meerstille mitten auf der See verschmachten."

In der Zeit seines dreimaligen Berliner Aufenthaltes bildete er den Mittelpunkt einer anregenden männlichen Geselligkeit, und war selbst der Atmosphäre eines Wirtshauses oder Weinkellers nicht abgeneigt. — Während der fünf Jahre seines Aufenthaltes in Breslau ergab er sich

Digitized by Google

allen Zerstreuungen, die die Stelle eines Sekretärs des Generalgouverneurs von Schlesien mit sich brachte. In Breslau war sein spätes Nachhausekommen sprichwörtlich geworden. Er kannte damals gar keinen Unterschied zwischen guter und anderer Gesellschaft: bald verkehrte er mit dem Offizierskorps, bald mischte er sich unter das Volk. Harlekinspiele und Possen interessierten ihn ebenso sehr wie ein ernstes Drama. Er suchte das Leben als Ganzes zu nehmen und kannte nicht das doktrinäre Teilen und die Selbstüberhebung des Stubengelehrten. Bei der Aufrichtigkeit mit sich selbst mußte ihm immer jeder Schein und alles Gemachte zuwider sein. Er betrachtete seine litterarische Thätigkeit als etwas, das im Grunde nur ihn allein anging, weshalb er auch im persönlichen Verkehre davon so wenig wie nur möglich sprach. Auch zur Zeit, wo er in der Kritik die unerbittliche Schärfe seines Verstandes ganz besonders hervorkehrte, war er doch im geselligen Verkehre tolerant und menschenfreundlich: alles, was sich auf den einzelnen Menschen bezog, gehörte für ihn gleichsam in ein anderes Gebiet.

An alles, was er ergriff, trat er mit seinem ganzen Wesen heran. Machte er sich an eine wissenschaftliche oder litterarische Arbeit, so ging er darin ganz auf, saß er am Pharaotisch, so spielte er mit Eifer und Selbstvergessenheit, saß er im geselligen Kreise im Wirtshaus, so sprudelte er von Witz und Laune.

In seinem ganzen Charakter lag nichts, was im geringsten an Berechnung streifte. Als Sekretär des Generals Tauenzien war er weit davon entfernt, die damaligen Münzverhältnisse in irgend einer Weise sich zu nutze zu machen, obschon es ihm damals ein Leichtes gewesen wäre, durch

Digitized by Google

seine Beziehungen zur Münzverwaltung sich ein Vermögen zu erwerben, ohne daß es ihm irgendwie zu einem Vorwurf hätte gereichen können. Sein Gehalt, das zu jener Zeit nicht unbedeutend war, verwendete er bald auf die Unterstützung seiner Eltern und Geschwister, bald auf den Ankauf einer aus mehreren tausend Bänden bestehenden Bibliothek. Irgend eine seltene Ausgabe eines alten Autors interessierte ihn mehr als aller Gelderwerb. Aus Breslau schrieb er an Ramler (7. Sept. 1761): „Ich bin kein Wirt. Die Wahrheit zu sagen, ich mag es auch nicht sein. Denn vielleicht, daß ich so weit eher wieder in meine alte Sphäre zurückkomme, als wenn ich es wäre, als wenn ich mir das Zeitliche zu sehr angelegen sein ließe und dadurch nach und nach an einer Lebensart Geschmack fände, die für keinen ist, quem tu, Melpomene" — — — Aus Pietät zu seinen Eltern begab er sich schon damals in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen, das für ihn die Quelle nachhaltiger Sorgen werden sollte. Es kostete ihn viel, bis er sich trotz aller Einwände seiner Angehörigen dazu entschließen konnte, seine Sekretärstelle in Breslau aufzugeben. Seine Eltern muteten ihm manches zu, was mit der Unabhängigkeit seiner geistigen Arbeit auf die Dauer wohl kaum verträglich gewesen wäre: sie stellten an ihn die Forderung, in Breslau zu bleiben, bis alle Geschwister eine Versorgung und eine Lebensstellung gefunden hätten. Auch später, wo er auf den Ertrag seiner Feder angewiesen war, that er sein Möglichstes, um die Schulden seiner Eltern abzutragen. An seinen Bruder Theophilus schrieb er nach dem Tode seines Vaters (8. Sept. 1770): „es kann nicht anders sein, es müssen sich Schulden finden. Ich nehme sie alle auf mich und

Digitized by Google

will sie alle ehrlich bezahlen — — — Nur muß unsre Mutter dadurch völlige Ruhe bekommen." Noch im Mannesalter sah er sich oft genötigt, seine geistigen Interessen seinem Vater gegenüber zu verteidigen. Er, der das ganze Leben lang ein unerbittlicher Kämpfer war, kannte, wenn er seinen Eltern schrieb, weder Widerspruch, noch Selbstbewußtsein. Seine Pietät ging so weit, daß er, der ja in der kleinbürgerlichen Umgebung ein eintöniges Jugendleben verbracht hatte, später an Eva König darüber schreiben konnte (5. März 1771): „es mengen sich da zu viel angenehme Ideen der Erinnerung in die gegenwärtigen Empfindungen: und im Grunde ist es immer eins, ob man sich über das Gegenwärtige oder über das Vergangene zu freuen hat; wenn man sich denn nur freut." Und nachdem er seine Ehe geschlossen hatte, schrieb er seiner Schwester Dorothea (27. Nov. 1776): „Die liebe Mutter wird es mir verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Einwilligung zu meiner Verheiratung nicht vorher eingeholt habe. Sie würde mir sie doch nicht verweigert haben."

5.

Er war immer bereit, den andern mit allem zu helfen, was ihm zu Gebote stand. Hatte er Geld, so teilte er es nicht nur mit seinen Eltern und Geschwistern, sondern jeder, der sich bei ihm meldete, konnte seiner Unterstützung sicher sein.

War er in seiner Jugend oft auf die Unterstützung seiner Freunde angewiesen, so bemühte er sich später, das von ihm Empfangene auf jede Weise zu vergelten. — Der ganzen materiellen Seite des Lebens stand er

Digitized by Google

mit einer naiven Unbekümmertheit gegenüber: im Augenblicke, wo er Geld besaß, dachte er niemals, daß die Zeit kommen könnte, wo er es entbehren würde.

Trotz aller Offenheit, die er im Verkehre mit seinen Freunden zeigte, konnte er es schon in seiner Jugend nicht über sich bringen, seinen Freunden allzuoft zur Last zu fallen. „Der Herr von Kleist", schreibt er über den Verfasser des „Frühling" an Gleim (6. Aug. 1758), „ist ein zu großmütiger Freund; und auch das heißt schon ein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur alles annimmt, was er freiwillig thut. Ich habe mir diesen Vorwurf schon längst zu machen und bin nicht selten darüber mißvergnügt." Und an Nicolai schrieb er über die Bezahlung einer Schuld (2. Jan. 1770): „Ich mache mir kein Bedenken, meine Freunde in dergleichen Dingen zu brauchen, aber nur die äußerste Not könnte mich zwingen, sie zu mißbrauchen."

Mit dem Worte „Freund" ging er trotz seiner natürlichen Art sehr vorsichtig um und legte diesen Namen fast ausschließlich seinen wenigen, in der Jugend eingegangenen intimeren Beziehungen bei. Unter diesen stand die zu Mendelssohn obenan und erhielt sich bis zu Lessings Tode in aller Reinheit. „Ich wüßte nichts in der Welt, wodurch sich der Prinz (von Braunschweig) meiner ganzen Ergebenheit und Verehrung mehr hätte versichern können, als dadurch, daß er Bekanntschaft mit meinem ältesten und besten Freunde in Berlin machen wollen," schreibt er an Ebert (7. Nov. 1769).

Auf Titel und Ehren gab er nicht das Geringste. Als ihm der Herzog von Braunschweig den Titel Hofrat verliehen hatte, hielt er diesen Titel für etwas ganz Über-

Digitized by Google

flüssiges, das sich mit seinem Charakter kaum vertragen konnte. „Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt", schrieb er an Eva König (23. Juni 1776): „daß ich es sehr deutlich herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten zu beleidigen." Er mochte überall nur selbständig auftreten und nur sich selbst verdanken, was andere durch Beziehungen zu einflußreichen Personen zu erreichen pflegen. Als er sich im Jahre 1768 mit dem Gedanken trug, nach Italien zu reisen, weigerte er sich, die ihm durch seine Freunde angebotenen Empfehlungsbriefe anzunehmen. An Nicolai schrieb er (20. Dez. 1768): „Ich mag keine Bekanntschaften in Rom, als die ich mir zufälligerweise selbst mache. Wenn Winckelmann nicht ein so besonderer Freund und Client von Albani gewesen wäre, so glaube ich, wären seine Monumenta auch anders ausgefallen. . . . Was ich zu sehen, und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle." Als Bibliothekar in Wolfenbüttel hielt er sich dem Hofe fern und suchte nur gewissenhaft sein Amt zu erfüllen. Als er sich im Mai 1771 der in Braunschweig auf Besuch weilenden Herzogin von Weimar vorstellen sollte, schrieb er an seine spätere Frau: „Nicht wahr, Sie müssen lachen, wenn Sie mich und Kurmachen zugleich denken? Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt würde."

Mit seinem selbstlosen und reinen Charakter vertrug sich keine Eitelkeit: er brauchte nicht scheinen zu wollen, was er nicht war. Seine eigenen Leistungen wußte er wie die eines Fremden zu beurteilen und war zuweilen sogar geneigt, sich gegen sie mit einer seltsamen Gleichgültigkeit und Nonchalance zu verhalten. In seiner

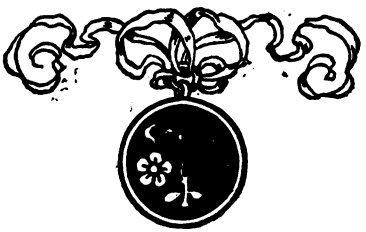
Digitized by Google

Jugend war er immer bereit, bei der Herausgabe seiner Gedichte Änderungen und Verbesserungen seinem Freunde Ramler als besserem Kenner der Versifikation anheimzustellen. An Gleim schrieb er (13. Mai 1766): „Ich bin so eitel, auch Ihnen meinen Laokoon zu übersenden, ob ich gleich vorausseh, daß Sie alle Ihre Freundschaft gegen mich werden nötig haben, um diesen Mischmasch von Pedanterie und Grillen zu lesen und nur nicht ganz verwerflich zu finden." In einem Briefe an Christian Gottlieb von Murr (25. Nov. 1768) heißt es: „Was besorgen Sie also von mir? Je mehr Fehler und Irrtümer Sie mir zeigen, desto mehr werde ich von Ihnen lernen; je mehr ich von Ihnen lerne, desto dankbarer werde ich sein. Und diese Dankbarkeit wird sich in jedem Worte, das ich etwa erwidern dürfte, zeigen." Nachdem er dem Erbprinzen von Braunschweig vorgestellt worden war, schrieb er an Ebert (28. Dez. 1769): „Ich pflege so wenig auf meiner Hut zu sein; ich bin so unbesorgt, immer nur meine gute Seite zu zeigen, und meine gute Seite ist so schielend, daß ich sehr zufrieden sein muß, wenn man mich die erste Zeit nur nicht ganz verachtet."

Wo es sich aber um den eigentlichen Gehalt seiner Persönlichkeit handelte, dort trat Lessing bewußt und energisch auf. Obschon er als aufrichtiger Verehrer Winckelmanns dessen Verdienste um die Archäologie und Kunstforschung in vollem Maße würdigte, war er sich doch bewußt, Winckelmann weit überlegen zu sein. „Aber wissen Sie, was mich ärgert?" schrieb er an Ebert (18. Okt. 1768): „Daß alle, denen ich sage, ich reise nach Rom, sogleich auf Winckelmann verfallen. Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit

Digitized by Google

meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen als ich; aber dennoch möchte ich ebenso ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin."



Digitized by Google

II.

Geist.

6.

Lessings scharfer Verstand sieht alles in festen Umrissen, es ist nicht die Tiefe, sondern die plastische Kraft des Sehens. Lessing hat nicht die Phantasie und die unbewußte Kraft des rein schöpferischen Geistes, aber sein Verstand hat hundert Augen wie der Argus, mit denen er kritisch in die letzten Falten eines Kunstwerkes, eines Gedichtes oder eines gelehrten Buches eindringt. Was er heute gesehen, tritt nach vielen Jahren bei Gelegenheit einmal wieder hervor. Er nimmt in sich die Schätze der Gelehrsamkeit, die Sprach- und Kunstgebilde so auf, wie der Künstler die ihn umgebende Natur. Er hat große einzelne Kenntnisse aufgespeichert, aber sie liegen bei ihm nur im Hinterhof, nicht im Hause. Der durchdringende und ordnende Verstand durchmustert nur von Zeit zu Zeit das Angesammelte. Sein Verstand hat eine Energie, eine Unmittelbarkeit und eine große Gewalt der Gedankenverbindung. Wie der Dichter die Bilder, so verbindet Lessing

Digitized by Google

die Gedanken und geistigen Thatsachen. In der Art, wie seine Ideenassociation vor sich geht, liegt etwas Spontanes: ungerufen und unerwartet schließt sich bei Gelegenheit einem Gedankengebilde eine lange Reihe anderer an, und die einzelnen Thatsachen drängen heran, einen ganzen Troß von Hausrat und Dienerschaft mit sich ziehend. Sein Verstand ist der souveräne Herr, der in energischen Worten seine Befehle abgiebt und in vornehmer Weise seine Wünsche ausspricht. Die ganze Suite gehorcht ihm auf den Wink. Er mag keine großen Reden und keine Gebärden, keinen Prunk und keine Pracht. Selbst seine scharfgeschliffenen Waffen haben keine Verzierung.

Durch alle Eigenschaften seines Geistes ist Lessing der Kritiker als Künstler. In der Art, wie er einen fertigen Stoff umgestaltet, wie er einen neuen Weg zeigt, wie er polemisiert, wie er die einfache Waffe führt, wie er angreift und sich zurückzieht, liegt eine persönliche und besondere Kunst: es ist nichts künstlich Gewolltes, keine mühsame Anstrengung darin, sondern Leichtigkeit, Urwüchsigkeit, Begabung. Es liegt Charakter in allem, was er schafft. In kritischen Momenten rollt seine Sprache wie ein Donner daher, Gewitterwolken sind noch auf der einen Seite des Himmels zusammengeballt, aber auf der andern bricht schon wieder die hellscheinende Sonne durch die dunklen Wolken hindurch und beleuchtet die ganze Umgebung.

Lessings Eigenart setzt sich aus Kraft, Schärfe und Helligkeit zusammen. Es sind keine Luftgebäude, keine abstrakte Vernünftelei, sondern ein naturwüchsig bauender Verstand und ein starker persönlicher Trieb. Er lebt fast ganz im prüfenden und umgestaltenden Denken, in der Wirklichkeit geistiger Gebilde, mit denen er sich in lebendiger

Digitized by Google

Weise auseinandersetzt. Bücher, gelehrte Abhandlungen, Altertümer, neue und alte litterarische Erzeugnisse sind ihm gleichsam Menschen, mit denen er Gespräche führt: er sieht sie mit dem äußern und innern Auge, hört sie in den Modulationen der Sprache, prüft sie auf ihren Inhalt und Wert, und alles, was er dabei sieht und hört, schafft er in scharf umrissene Gedankengebilde um, in welchen der Gegenstand und der Künstler, der sich damit befaßt, innig wie in einem Kunstwerke verwachsen sind. Er erweckt ein totes Buch zu neuem Leben, denn er sucht Lebendiges hinter allem und trägt auch Leben in alles hinein. Auf alles, was seinen Verstand irgendwie anregt, überträgt er seine eigene Lebenskraft: er schafft es um wie die Natur; er findet die verwickelten Beziehungen eines geistigen Gegenstandes ohne Mühe heraus und bringt ihn in Zusammenhang mit anderen.

Wenn Lessing an einen Gegenstand herantritt, so sieht er zuerst nicht das Ganze an demselben, sondern nur die einzelnen Teile und Seiten, die Formen und Kanten, den Umriß. Aber durch die Schärfe seines Geistes erhält der Gegenstand, den er in sich aufnimmt, festere und bestimmtere Züge als der wirkliche. Daher seine Eigenschaft, den geringsten Fehler, die leiseste Inkongruenz wahrzunehmen. Der Scharfsinn ist ein wesentlicher Zug seines Verstandes: er teilt, schneidet, hebt die Erscheinung in allen ihren Teilen und von allen Seiten hervor. In der Art, wie er die Einzelheiten eines Buches, eines gelehrten Werkes, einer Dichtung erfaßt, liegt der souveräne Überblick, das Bewußtsein, darüber zu stehen. Er hat gleichsam die Ahnung, daß die Quellen seines Geistes von denselben Höhen fließen wie die des schöpferischen Genies:

Digitized by Google

nur wurden diese Quellen durch einen Machtspruch der Natur nicht dazu bestimmt, für sich zu bestehen und sich aus den Klüften wie Kaskaden und Bäche und freie Gewässer zu ergießen, sondern sich bald als Fluß durch eine angesiedelte und angebaute Gegend hindurchzuwinden, bald als Brunnen die Stadt mit Trinkwasser zu versehen.

7.

Den Aufbau und die Entstehung verschiedener Werke, besonders die innere und äußere Architektur der Poesie, kennt Lessing genau. Er ist sich auch bewußt, daß er in allen Arten der Dichtung selber entwerfen und bauen, durch seine Dichtungen den Geschmack der früheren Zeit überwinden und einem gereinigten die Bahn brechen kann. Aber auch in der Poesie bleibt er immer Kritiker. Er entwirft auch hier scharf umrissene Zeichnungen und sucht durch Bestimmtheit und Festigkeit alle Verschwommenheit zu verdrängen. Er findet immer wieder einen Stoff, den er bald in der Form eines lyrischen Gedichtes, bald in der eines Dramas gestalten kann, wobei er als scharfer Kritiker immer bewußt zu Werke geht. An Stelle der malerischen Stimmung und Farbe tritt hier die plastisch wiedergebende Form.

In allem und vor allem aber ist er ein Künstler der Prosa. Liegt ihm das Ahnende, Unbewußte, Malerische und das Schauen in das Innere fern, so weiß er dafür doch scharf darzustellen, eindringlich zu urteilen und zu betrachten. Die große Schärfe seines Verstandes läßt kein Kolorit zu. An die Stelle der Farbe tritt bei ihm überall das Licht: dieses blendet nicht, sondern flammt regel-

Digitized by Google

mäßig in der trockenen und reinen Luft. Sein Geist kennt keine Sehnsucht, keine dunkeln Tiefen, keine Hemmungen, sondern äußert sich mit einer steten Festigkeit. In seinem Innern findet sich nichts, was sein Verstand nicht klar ausdrücken könnte. Er strebt nach Klarheit und nach derjenigen Wahrheit, die mit den Sinnen erfaßt und mit der Vernunft erreicht wird. Hat sein Verstand das ihm früher Unklare aufgehellt, so hat er dadurch alles erreicht, was er von Anfang an gewollt hatte. Die Vernunft ist ihm daher eine Fackel, die, wo nicht die ganze weite Umgebung, so doch den vor ihm liegenden Weg beleuchtet und auf die Fernen hinweist: von einer Fackel kann er nicht mehr verlangen, als was sie ihrer Bestimmung nach gibt.

Der Natur gegenüber steht er abgeschlossen und betrachtend. Was sein tieferes Interesse herausfordert, ist ausschließlich der menschliche Geist. An den Menschen tritt er als an ein bewußtes Wesen heran, das sich in der Welt mit Hilfe der ordnenden und aufbauenden Vernunft vollständig zurechtfinden kann. Die Vernunft aber hat nur das eine Ziel: Klarheit zu verschaffen.

Alles, was Lessing erkennt, ist mit dem klarsehenden und genau prüfenden Verstande erlebt; andere Erlebnisse kennt er nicht, ja, sie müssen in ihm sogar ein gewisses Mißtrauen erwecken. Sein inneres Leben setzt sich aus Verstand und Gemüt zusammen, die aber durch kein Helldunkel, durch nichts Traumhaftes verbunden sind. Diese Grundkräfte des Geistes aber wohnen bei einer solchen Natur immer im Frieden und füllen beide ein ihnen im voraus angewiesenes Gebiet aus, das keine Eingriffe von außen und keine Störungen von innen zu befürchten hat.

Digitized by Google

Eine solche Natur muß die historische Wirklichkeit ohne jede Beimischung der Phantasie erfassen und wenn sie hie und da den Drang verspürt, über die gegebene Wirklichkeit hinauszugehen und einen Blick in die Zukunft zu thun, so behält sie auch dann noch die vollständige Klarheit des Verstandes. Was Lessing hinter diesem Leben sucht, ist nicht eine andere, neue Welt, sondern nur ein Hauptgesetz und eine Richtschnur für diese. Das Gesetz, durch welches diese Welt regiert wird, bleibt für ihn nur ein Vernunftgebilde, aber seiner ganzen Charakteranlage nach, muß er zugleich in der Vernunft eine gewisse Energie und Lebenskraft erblicken. Daher Lessings Glaube an die Vernunft und an eine vernünftige Gestaltung des Lebens. Daher setzt er gar keine Zweifel in die stete Entwickelung und in das Gedeihen des Menschengeschlechtes: floß ja aus derselben durchsichtigen Quelle der Vernunft auch die Energie seines eigenen Geistes. Deshalb mußte er auch von dem denkenden Menschen verlangen, er solle sich mit dem geschichtlichen Leben selbständig mit Hilfe der Vernunft auseinandersetzen. Jedes Dogma steht als Gegensatz zum wahren und eigenen Denken. Daher seine tiefe Abneigung gegen Alle, die einen Gedanken oder eine Lehre hinnehmen, ohne sie zu prüfen und auf ihren Wert genau zu untersuchen. Wer nach hergebrachten Schablonen denkt, denkt im Grunde gar nicht, denn das selbständige Denken setzt sich persönlich mit dem Leben auseinander. Jede Art von Tradition kann einen Menschen wie Lessing nicht gleichgültig lassen, sondern muß ihn vielmehr zum Kampf herausfordern. Wo nur die Intoleranz des religiösen oder wissenschaftlichen Dogmas sich breit zu machen und die letzte Wahrheit zu vertreten begann, dort unternahm Lessing

Digitized by Google

gegen sie einen kunstgerecht angeordneten Feldzug mit Hilfe eines ganzen Heeres von Hilfsmitteln und Beweiskräften. Denn sein Verstand fühlte sich auf allen Gebieten des Geistes zum Kampfe wie berufen und trat überall richtend nnd säubernd auf. Er unternahm seine Feldzüge in die entferntesten Gegenden, denn er trug überall die wegweisende Richtschnur mit sich, mit Hilfe deren er sich überall leicht zurechtfinden konnte. Diese Richtschnur ist seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit: er ist nicht nur mit den Andern, sondern auch mit sich selbst ehrlich. Er denkt und schreibt aus lauteren Motiven, aus einer sich ihm innerlich aufdrängenden Überzeugung. Dabei aber glaubt er nie die Wahrheit vollständig zu besitzen, sondern er sucht sie nur, weshalb er auch immer gegen die ankämpft, welche die Wahrheit ganz erfaßt zu haben glauben und sie den andern durchaus aufdrängen wollen. Denn obschon Lessing keine tiefere Erkenntnis von der menschlichen Psyche besaß, hatte er doch die richtige Vorstellung von der Wahrheit als von etwas persönlich Erlebtem. Der Mensch soll nur die Wahrheit suchen, kann aber keineswegs die Verpflichtung übernehmen, sie auch zu finden.

Lessing selber hat ehrlich und aufrichtig sich zu erkennen und zu prüfen gesucht. Die meisten Menschen aber können deshalb nicht aufrichtig sein, weil sie nicht ganz in sich selbst, sondern immer nur durch andere und in anderen leben und denken.

Digitized by Google

III.

Kritik und Stil.

8.

Die Kritik ist die Frucht des gebildeten Verstandes und ohne ein bereits durch Jahrhunderte geformtes und entwickeltes Schrifttum nicht denkbar.

Ihre Aufgabe ist eine bildende, und wenn sie, wie bei Lessing zum Kunstwerke wird, so wirkt dieses auf die Hebung des Geistes und des Geschmackes. Der echte Kritiker muß nicht nur einen scharfen Verstand und einen fein entwickelten Spürsinn besitzen, sondern er muß auch mit dem Geiste der Kunst, mit den Werken und den Urhebern derselben empfinden, wie der schöpferische Künstler mit der Natur empfindet. Abgesehen von ihrem innern Werte, sucht die Kritik in einer Anzahl Menschen die Fähigkeit auszubilden, Kunstwerke zu erfassen und das Verständnis dafür den Andern mitzuteilen, in weitere Schichten zu tragen. Die Kultur eines Volkes, die leitenden Ideen der Kunst und des Denkens stehen unmittelbar im Gesichtskreise der Kritik, und auf diesem Boden erhebt sich ihre prüfende

Digitized by Google

Arbeit. Sie wendet sich an lebendige Menschen ermahnend, auseinandersetzend und erziehend, im Bewußtsein, dadurch den Geist derselben zu wecken und auf die würdigsten Gegenstände zu lenken.

Der bewegende Trieb des Kritikers ist die Universalität seiner geistigen Interessen und Kenntnisse. Um in den inneren Bau eines Werkes einzudringen, muß der Kritiker die Bedingungen, die zum Entstehen desselben geführt haben, genau kennen und überschauen. In der Universalität der Gedanken und geistigen Bedürfnisse der Kritik liegt auch begründet, warum sie in gewissen Epochen wegweisend auftreten konnte. Sie hat, wie bei Lessing, durch die Gewalt der Aufrichtigkeit und die Schärfe der Erkenntnis einen brachliegenden Boden neu bebaut und ihm die Kraft verliehen, Früchte und Blüten zu tragen.

Bei Lessing hat die Kritik den Geist einer ganzen Litteratur in Zucht genommen, ihn geläutert und auf große Ziele hingelenkt. Dabei fand sie noch den Inhalt und die Form einer eigenen Kunstart, gleichsam einer Kunst des Urteils, der Sichtung und der Wertschätzung.

Allein die Grenzen der Kritik lassen sich noch erweitern. Schon Schiller schrieb an Goethe (5. März 1805): „Gerade dieses schöpferische Konstruiren der Werke und der Köpfe und dieses treffende Hinweisen auf die Wirkungspunkte fehlt in allen Kritiken und ist doch das Einzige, was zu Etwas führen kann." Bei den erweiterten Grenzen seiner Kunst muß schon der Kritiker nicht allein vom Verstande aus seine Urteile fällen, sondern kraft des ihm eigenen Vermögens, in das Innere des Menschen zu schauen, und dadurch neben dem Werke, das ihm zum Ausgangspunkt gedient hat, etwas Neues zu errichten. Eine lebendige Anschauung, die

Digitized by Google

nicht in Einzelheiten aufgeht, sondern die letzten und höchsten Gesichtspunkte des Geistes verfolgt, muß dann dem Kritiker eigen sein. Bei Lessing hatte das scharfe Urteil, der wägende und messende Verstand das Übergewicht.

9.

Hinter der durchsichtigen Form Lessings liegt immer Inhalt: er hat das, was er beschreiben wollte, zuerst gedacht und plastisch geschaut, und erst nachher den Ausdruck für das Gedachte gefunden. Auch seine Sprache und Form passen sich den Gegenständen, mit denen er sich beschäftigt, an, und suchen sie geistig zu durchdringen. Das Bewußtsein, *über* den von ihm behandelten Dingen zu stehen, und die Fähigkeit, Widersprüche wahrzunehmen, führen bei einem scharfsinnigen Verstande, wie bei dem Lessings, zu einer besondern Art durchgeistigten Witzes. Aber es ist kein *leichter* Schriftsteller, der hier dem Esprit huldigt und zu seinem eigenen Vergnügen und zur Belustigung des Lesers mit seinem Witze spielt. Es ist auch keine Mischung von Spiel und Ernst, wie bei einigen durch Geist ausgezeichneten Franzosen. Der Witz ist hier nur ein fein angewendetes Mittel zur Erreichung höherer Ziele. Die tiefe Überzeugung, wie sie in einem gediegenen und festen Charakter begründet liegt, hat im Witze nur eine besondere, scharfsinnige Form gefunden. Diese mahnt nicht an die witzige und geistreiche Form eines Voltaire, eines in seinem eigenen Glanze sich spiegelnden Intellektes, sondern mehr an die geistreich ernste Form eines Pascal.

Auch in seiner Polemik befolgt Lessing das bindende Gesetz der Gerechtigkeit und Vornehmheit. Er zeigt sich

Digitized by Google

zwar immer überlegen, aber er greift niemand aus andern Motiven an, als aus denen der reinsten Überzeugung, er bleibt immer bei der Sache, die ihm höher steht als die Person. Er opfert nie dem zufällig in die Feder kommenden Ausdruck irgend eine Schattierung des Gedankens: er sagt nur das, was er sagen muß, nicht mehr und nicht weniger. Daher auch die gedrängte Kürze seiner Sprache, und da zu dieser Knappheit eine natürliche Klarheit hinzukommt, so ist sein Stil einfach, wahr und vornehm. Seine Sprache kennt ebensowenig Laune wie sein Geist. Aber der Ernst seines Denkens kennt zugleich auch keine Steifheit und Trockenheit des Ausdrucks.

Jedem Gegenstande, an den er herantritt, weiß er eine einnehmende Seite abzugewinnen. Er ist anscheinend nur ein Spaziergänger, der sich unter den Büchern und Kunstwerken leicht bewegt und sie klar und deutlich beschreibt. Er scheint sich gar nicht die Aufgabe zu stellen, an ein altes Denkmal, an eine antiquarische Frage, an einen Satz des Aristoteles, an einen Punkt bei Leibniz, an die Persönlichkeit eines Sophokles, an die Religionen und ihre Bekenner, an den Tod bei den Alten, an Poesie und deren Grenzen mit dem schweren Ernst eines Gelehrten heranzutreten. Er scheint gar keine bestimmten Ziele und keine vorgezeichneten Wege vor sich zu sehen. Ein Gedanke folgt dem andern; hie und da läßt er eine eigenartige Bemerkung fallen; aus jener entlegenen Ecke dringt ein glänzender Silberstreifen, der sich durch das ganze Gewebe hindurchzieht, — hier ein Aperçu, das das Vorhergesagte durchleuchtet, und am Schluß thut sich doch das alles zu etwas Ganzem zusammen, oder, wenn das Ganze nicht zu stande kommt, bleibt hier ein schönes Fragment, ein an-

Digitized by Google

sprechender Torso, dort eine Reihe geistreicher Bemerkungen, ein in Paragraphen gebrachter Gedankengang. Der Spaziergänger hat sich nur für einen solchen ausgegeben: er kannte genau die Wege, die er gehen wollte, sah klar das Ziel, das ihm vorschwebte. Was er nicht wollte, war nur eines: schwerfällig sein, im Schutte der Bücher und gelehrter Anmerkungen stecken bleiben. Vor seinem Geiste mußte der Buchstabe wie ein Gespenst vor dem Lichte fliehen, und er tötete zuweilen den Buchstaben, um ja nicht von ihm unterdrückt zu werden. Was er vermeiden wollte, war der mechanische Druck der Schwere, des trockenen Ernstes, der gefaßten Vorsätze, der gebundenen Meinungen und der klirrenden Fesseln.

Gediegenheit des Gedankens und Freiheit und Schlichtheit des Ausdrucks liegen ungesucht in seiner schriftstellerischen Eigenart. Die Knappheit des Ausdrucks verrät aber eine innere Fülle, und jede Einzelheit bietet sich dem Auge wie an einem Bildhauerwerk in deutlichster Weise nach außen getrieben. / Sein Stil ist der Ausdruck für seine ganze Persönlichkeit: Ehrlichkeit, Klarheit, Festigkeit, ungesuchter Ernst eines geschlossenen Charakters. /

Digitized by Google

Digitized by Google

Schopenhauer.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Charakterzüge.

1.

Schopenhauers Charakter ist der eines leidenschaftlichen Denkers. Unerbittlichkeit und eine aus den dunkeln Tiefen sich hervorringende Klarheit sind die Grundzüge seines Denkens.

Schon in seiner ersten Jugendzeit treten die angeborenen Eigenschaften seines Charakters deutlich hervor. Sein starker Hang zur Reflexion, zur Selbstbeobachtung, sein prüfender und rücksichtslos auf Erkenntnis ausgehender Geist brachte harte innere Kämpfe mit sich, durch die sein Charakter gestählt und gefestigt wurde. Er ergab sich den gewöhnlichen Genüssen der sinnlich und naiv lebenden Jugend, und mußte doch erfahren, daß dies in einem Widerspruche mit den tieferen Forderungen seines Geistes stand. Alle Eindrücke, die in seinem Innern schlummerten, erwachten, und verlangten von ihm ein tieferes Nachdenken und eine gründliche Auseinandersetzung mit dem Lebensproblem.

Schon als Jüngling reagierte er innerlich auf alles, was er sah und beobachtete. Der Anblick der Armut und

Digitized by Google

des Verbrechens erschütterte ihn, und traurige Stimmungen bemächtigten sich seiner, wenn er über die Vergänglichkeit des Menschen nachdachte. Die Unerbittlichkeit und Schärfe seines Denkens kämpfte in ihm fortwährend gegen das angeborene Mitgefühl und Mitleiden, und durch die Schroffheit und die Kälte des Verstandes wurden die zartern Regungen und Stimmungen allmählich unterdrückt. Dies war eine Notwendigkeit, die im ganzen Spiele der Seelenkräfte eines solchen Naturells begründet liegt. Wer in seiner Kindheit und Jugend unter einem nachdenklichen und erregbaren Temperamente zu leiden hat, der muß, wenn ein starker Verstand der Grundzug seines Charakters ist, an der Grenze des Mannesalters einer gewissen Zurückhaltung und äußerlichen Kälte verfallen.

Schon in seiner ersten Jugend begann Schopenhauer die Welt mit dem forschenden Auge der untrüglichen Wahrheit zu betrachten und Widersprüche und Inkongruenzen in den Meinungen und Handlungen der Menschen wahrzunehmen.

Die kaufmännische, kosmopolitische Bildung, die ihm zu teil wurde, die Reisen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Englands, die er in Gesellschaft seiner Eltern gemacht hatte, die Eindrücke der komfortabeln Häuslichkeit vermochten doch nicht die glimmenden Funken seines schwermütigen Nachdenkens zu ersticken. Umsonst suchte seine Mutter ihn auf ihre Art zu trösten. Das Naturell seiner Mutter war dem seinigen vollständig entgegengesetzt. Die lebenslustige und sich über das Ernste und Innerliche mit Leichtigkeit und mit einer gewissen angeborenen Grazie hinwegsetzende Weltdame mußte unwillkürlich in einen Konflikt mit ihrem Sohne geraten.

Digitized by Google

Dessen schwermütiges und der Tiefe zugeneigtes Naturell war ihr unverständlich und erregte in ihr sogar unangenehme und lästige Empfindungen. Das düstere und auf unerbittliche Analyse ausgehende Denken des mit voller Bestimmtheit und ungebrochener Energie auftretenden Jünglings störte und beunruhigte sie.

Die überwältigenden Neigungen des Heranreifenden brachen wie eine Naturkraft hervor, und er verließ bald die aussichtsreiche Laufbahn eines vermöglichen Kaufherrn, und begann seine andauernden und erfolgreichen Studien. Im Studium betäubte er die glühende Leidenschaftlichkeit: sein ungewöhnlicher Fleiß erregte das Erstaunen aller, die ihn kannten. — Die eminenten Fähigkeiten, die sich von Jugend auf in ihm regten, nahmen bald eine eigene und bestimmte Richtung an. Der Gedanke, daß im Leben das Mittelmäßige vorherrscht, senkte sich schon in den regsamen Geist des Jünglings, wenn er aus den Büchern der Denker, die ihm am meisten zusagten, herauslas, wie gerade das Echte und allein Wertvolle immer unterschätzt und verkannt wurde. Er ist sich bald seiner ganzen Eigenart, der Richtung seines Geistes auf den Mittelpunkt des Lebens, der Gründlichkeit und der Tiefe seines forschenden Blickes vollständig bewußt geworden. Er sah sich zu großen Dingen bestimmt und sprach es bereits in seiner ersten Jugendzeit mit demselben Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen aus, mit welchem er sein ganzes Leben lang es zu wiederholen nicht aufhörte. Schon bei der Abfassung seiner ersten philosophischen Promotionsschrift trug er sich mit dem Gedanken, die Philosophie in neue Bahnen zu lenken, und fühlte sich dazu berufen, ewige und unerschütterliche Wahrheiten zu entdecken.

Digitized by Google

Der junge Mann sagte sich bald von allen Verwandtschaftsbanden los, und entschloß sich, einsam und unabhängig dem nachzuleben, was ihm das Einzige und Höchste im Leben war: er kannte sein langes Leben hindurch keine andern Gefühle und keine andere Liebe als die für die Wahrheit. Als 27jähriger schrieb er an Goethe (10. Nov. 1815): „Der Mut, keine Frage auf dem Herzen zu behalten, ist es, der den Philosophen macht. Dieser muß dem Ödipus des Sophokles gleichen, der Aufklärung über sein eigenes, schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahnet, daß sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird .. Wie Odin am Höllenthor die alte Seherin in ihrem Grabe immer weiter ausfrägt, ihres Sträubens und Weigerns und Bittens um Ruhe ungeachtet, so muß der Philosoph unerbittlich sich selbst ausfragen. Dieser philosophische Mut aber, der Eins ist mit der Treue und Redlichkeit des Forschens, die Sie mir zuerkennen, entspringt nicht aus der Reflexion, läßt sich nicht durch Vorsätze erzwingen, sondern ist angeborene Richtung des Geistes."

Die Bekanntschaft mit Goethe konnte nicht ohne Folgen für die Lebensauffassung des jungen Mannes bleiben. Aber trotz aller Bewunderung und Ehrfurcht wußte er Goethe gegenüber die Unabhängigkeit seines Geistes zu wahren. Der passiven und beschaulichen Art Goethes stellte er seine eigene, rücksichtslose und mit energischer Bestimmtheit denkende Natur entgegen. In dem unabhängigen Tone, wie ihn der junge Schopenhauer dem vierzig Jahre ältern Goethe gegenüber anschlägt, spricht sich bereits sein ganzes unbeschränktes Selbstbewußtsein aus. Als Goethe in seinen Antworten auf Schopenhauers

Digitized by Google

Briefe, die durch die Farbenlehre veranlaßt waren, eine gewisse Zurückhaltung und nur ein zögerndes Wohlwollen verriet, schrieb ihm der 28 jährige Schopenhauer: „Aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in ehrfurchtsvoller Gesinnung zu finden, mußte man Goethe oder Kant sein: kein anderer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen."

Eine bürgerliche Thätigkeit zu ergreifen, fiel ihm zuerst nicht ein, denn er wollte weitere Studien in verschiedenen Wissenschaften treiben und durch die Städte Italiens wandern. Er wollte zuerst Welt und Menschen aus eigener und gründlicher Erfahrung heraus kennen lernen, und sich zum weiteren Ausbau des Grundwerkes seines ganzen philosophischen Forschens vorbereiten. Auf materiellen Erwerb war er nicht angewiesen. Von seinem Vater hatte er ein beträchtliches Vermögen geerbt und konnte nun von dem Ertrage desselben leben, studieren und wandern.

2.

„Ich weiß von Ihnen selbst, daß Ihnen das litterarische Treiben stets Nebensache, das wirkliche Leben stets Hauptsache gewesen ist", schreibt Schopenhauer an Goethe (3. September 1815). „Bei mir aber ist es umgekehrt: was ich denke, was ich schreibe, das hat für mich Wert und ist nur wichtig: was ich persönlich erfahre und was sich mit mir zuträgt, ist mir Nebensache, ja ist mein Spott."

Schopenhauer konnte sich mit dem Leben nur auf dem Wege des Denkens abfinden; sich mit der Wirklichkeit

Digitized by Google

auszusöhnen, empfand er als eine Unmöglichkeit. In seinem Charakter lag zu viel Leidenschaft und Zündstoff, als daß er sich in eine harmonische Beziehung zu seinen Mitmenschen hätte setzen können. Die rücksichtslose Art seines Urteils fiel an ihm schon in der Zeit, die er in Weimar, und in den fünf Jahren, die er in Dresden zugebracht hat, auf. Ein starker Widerspruchsgeist, ein eindringlicher kritischer Sinn waren allen seinen Gesprächen und Auseinandersetzungen eigen. Bereits damals war er allen litterarischen Beziehungen, schöngeistigen Vereinigungen und dem, was er Cliquen nannte, tief abgeneigt. Wenn er als junger Mann in litterarische Versammlungen kam, was er seltsamer Weise wohl aus einem gewissen Widerspruchsgeiste that, so sagte er jedem rücksichtslos die Wahrheit, und suchte gleichsam überall Anstoß zu erregen, indem er die schroffen Seiten seines Charakters absichtlich hervorkehrte. In Dresden galt er als gefürchteter Sonderling. Die Männer und Frauen, die er kannte, hatten eine eigene Furcht vor seinem absonderlichen und tiefen Wesen. Um seine zusammengezogenen Mundwinkel spielte ein ernster und unerbittlich harter Zug, der mit dem durchdringend flammenden Feuer seines blaugrauen Auges den Eindruck einer grausamen Überlegenheit machen mußte. Er sprach in selbstbewußter und heftiger Weise alles was ihm in den Sinn kam, und nahm nie Rücksicht, weder auf die Person noch auf die Stellung derselben. Überall fiel ihm die Dummheit als etwas Unerträgliches auf, und er sah sich oft veranlaßt, mit Windmühlen zu kämpfen. Seine verhaltene Leidenschaftlichkeit mußte sich irgendwie Luft machen, und kehrte dabei doch ihren scharfen Stachel gegen niemand als gegen ihn selbst.

Digitized by Google

In Rom pflegte er sich unter seine deutschen Landsleute zu mischen, um ihnen die ganze Verkehrtheit ihrer religiösen und künstlerischen Ansichten vorzuhalten. Er behauptete, die Deutschen seien en masse die dümmsten Menschen. Auch später galt ihm diese seine Ansicht als unerschütterliche Wahrheit. In einem Briefe an einen englischen Schriftsteller (21. Dezember 1829) schreibt er aus Berlin, Deutschland habe zwar einen Kant und Goethe hervorgebracht, aber die Allgemeinheit der Nation leide an einer vollständigen Dumpfheit und Abwesenheit jedes Urteils. Schon in seiner Jugendzeit bekundete er jene besondere Vorliebe für das englische Wesen, die er auch später stets hatte.

Während seines Aufenthaltes in Italien verkehrte er in vornehmer englischer und italienischer Gesellschaft. „Mich freut bisweilen das Heterogene meiner Umgebung", schreibt er an Ossan (29. Oktober 1822), „ich belächle mich selbst, wenn ich mit einem weißen Dominikaner im Boboli promeniere und den Verfall der Klöster beseufzen helfe, oder im kerzenhellen Urväterſaale einer Villa einer englischen Dame die Cour mache". Er versenkt sich in die Betrachtung der großen Kunstwerke und beobachtet auch die Menschen. „Besonders deutlich ist es mir geworden", schreibt er aus München (21. Mai 1824), „wie jämmerlich das Leben der Vornehmen in der Nähe ist, und wie die Langeweile sie martert, trotz aller Gegenanstalten."

In seiner Jugend war Schopenhauer den Frauen nicht abgeneigt. In Weimar hat er die eine und die andere nicht ungern gesehen, und Karoline Jagemann, die Geliebte des Herzogs Karl August, scheint in ihm ein gewisses Gefühl hervorgerufen zu haben. Noch in der Zeit

Digitized by Google

seiner Lehrthätigkeit in Berlin unterhielt er Beziehungen mit einer dortigen Schauspielerin. In Venedig hatte er im Frühjahr 1819 sich in ein Verhältnis zu einer Dame aus der großen Welt verwickelt. Seine Zuneigung war jedoch mit einer heftigen Eifersucht verbunden. Den Empfehlungsbrief Goethes gab er Byron, der sich damals in Venedig aufhielt, deshalb nicht ab, weil seine Geliebte auf einem Spaziergange beim Anblick des vorüberreitenden Byron in einen Ausruf der Bewunderung ausbrach. Das genügte, um Schopenhauer die Stimmung zu verderben und ihn davon abzuhalten, mit Byron bekannt zu werden.

Das unmittelbare Gefühl konnte bei ihm nicht lange anhalten, denn es wurde durch das Mißtrauen im Keime zersetzt. In seinem Charakter lag ein instinktiver Widerwille gegen Alles, was in die Unabhängigkeit seiner geschlossenen Individualität irgendwie eingreifen konnte. Was Schopenhauer über die Frau und die Ehe geschrieben hat, ist aus den innersten Erlebnissen seines Denkernaturells hervorgegangen. Er hat sich mit der Liebe und der Ehe persönlich und ernst auseinandergesetzt. Allein sein Charakter war nicht dazu angethan, das Zusammenleben mit einer Frau glücklich zu gestalten, denn der ausgesprochen individuelle Zug seiner Persönlichkeit wies ihn immerfort auf sich selbst zurück, weshalb er auch fortwährend einen Zusammenstoß mit den ihm nicht wahlverwandten Menschen befürchten mußte. Sein scharfer Verstand erblickte in der Liebe zum Weibe eine große Täuschung, auf die sich eine selbständige und unabhängige Natur nicht einlassen soll. Wenn Schopenhauer von dieser Täuschung sich auch nicht ganz fernhalten konnte, so hat er doch immerfort gegen sie gekämpft, wobei er in die verborgensten Winkel der Seele

Digitized by Google

einen tiefen Blick gethan hat. Denn gerade das Problem der Beziehungen der Geschlechter war der eigentliche Antrieb zu seiner tiefern Erfassung des ganzen Lebensräthsels. Das Verhältnis zum Geschlechtsproblem ist bei ihm dasselbe wie bei den Kirchenvätern: sie alle haben es in sich selbst erlebt und errungen. Als Denker hat er die Natur der Leidenschaft und die geheim waltenden Kräfte, die sich in der Fortpflanzung kundgeben, nur deshalb genau beobachtet und erkannt, weil er in sich selber diesen dunklen Trieb nicht leicht überwinden und besiegen konnte. Denn, daß er denselben mit solcher Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit als die Grundkraft alles Lebens erfaßt und gezeichnet hat, zeigt ja gerade, daß er ihn zu einer tieferen Auseinandersetzung innerlich herausforderte. Die künstlerische Seite seines Temperamentes und seiner Einbildungskraft wiesen ihn auf das Weibliche hin, während die strenge Wahrheit des Denkens mit seinen Leidenschaften immerfort im Kampfe lag.

Aus diesem Kampfe ging zwar der Denker als Sieger hervor, aber er konnte den Sieg nur mit gewissen Härten und Schroffheiten erkaufen, die besonders in seiner Auffassung des Geschlechtsproblems in eigentümlicher Weise hervortreten. Nachdem er selber seine heftigen Instinkte unter das Gebot des Denkens gestellt hatte, verhielt er sich der Ehe und der Liebe gegenüber skeptisch und ironisch, sowohl in seinen Schriften, als auch in dem persönlichen Verkehre mit denjenigen, die ihm nahe standen. Seinem Anhänger von Doß schreibt er (15. Aug. 1853): „Leben Sie glücklich fort in Ihrem dreijährigen Brautstand, der ein wahres Glück für Sie ist, weil man die Sachen am besten im Prospekt genießt.“ Und als derselbe von Doß

Digitized by Google

heiratete, rief Schopenhauer in einem Briefe (11. März 1854) aus: „Da sind Sie also endlich im Amt und in der Ehe! Das Ziel des menschlichen Strebens. Mich freut besonders, daß Sie, nach dreimonatlichem Ehestand, noch mit solchem Enthusiasmus von Ihrer Frau reden: denn das will schon etwas sagen und gibt viel Hoffnung für die Zukunft."

3.

Schopenhauer verlangte von den Menschen mehr als sie ihm geben konnten. Das Bild, welches er vom Menschen als einem denkenden und sich mit dem Leben ernst auseinandersetzenden Wesen in sich trug, deckte sich nicht mit all dem, was er um sich sah. Von Zeit zu Zeit gaben sich aber auch die mildern Seiten seines Charakters in auffallender Weise kund. „Er ist bei vielen Charakterhärten dennoch von Natur weich und gemütlich", schrieb im J. 1818 einer seiner Dresdener Bekannten an Adele Schopenhauer. Schon in seiner Studentenzeit war er bereit zu helfen, wo er nur konnte. Sein ganzes Leben hindurch war er opferwillig und verwendete auch später einen beträchtlichen Teil seines Einkommens auf gute Zwecke. Den Verwandten, die seiner Hilfe bedurften, kam er immer in vornehmer Weise entgegen. Auch in seinen Beziehungen zu seiner Mutter und Schwester kamen neben gewissen Härten häufig die zarteren Züge seines Naturells zum Vorschein. Als das Danziger Geschäftshaus, bei welchem neben dem Gelde seiner Schwester und Mutter auch seine eigenen sechstausend Thaler angelegt waren, die Zahlungen einstellen wollte, erklärte sich Schopenhauer bereit, sein

Digitized by Google

ganzes übriges Vermögen mit Mutter und Schwester zu teilen. Und das zu einer Zeit, wo er mit seiner Mutter längst keine Beziehungen mehr unterhielt.

Allein sein Charakter trug zu starke Gegensätze in sich, die miteinander heftig stritten: bald trat der eine, bald der andere Charakterzug entscheidend hervor. Seine Menschenverachtung, in die er seinen ganzen Stolz und sein grenzenloses Selbstbewußtsein hineinlegt, hatte schon in seiner Jugend etwas Leidenschaftliches an sich. „Ich weiß, wie das Pack, welches Katheder und Litteraturzeitungen inne hat, gegen mich bellen wird", schreibt er an Goethe (7. Febr. 1816); „aber seit ich Ihnen meine Schrift schickte, habe ich in der Menschenverachtung neue und so starke Progresse gemacht, daß ich bereit bin, im Thun und im Denken die Meinung des ganzen Menschenhaufens nötigenfalls für Nichts zu achten." Sein Mißtrauen kämpfte fortwährend mit seinem tieferen Mitgefühl. Wie richtig erkannte schon i. J. 1819 seine Schwester Adele die Ursachen seines mißtrauischen Wesens: „Zugeknöpft! sagst Du, — und es thut mir weh, daß auch ich Dir sagen muß: zuknöpfen ist das einzige Mittel, Dich ruhig zu erhalten." Die Reizbarkeit und Erregbarkeit seines Temperamentes rissen ihn jedoch immer wieder hin. Das zeigt sich am deutlichsten in der Art, wie er seine Gegner bekämpft. Man sieht: es ist nicht ein einfaches Produkt seines Verstandes, was er verteidigt, sondern etwas, das tiefer in sein ganzes Wesen herunter reicht. Er streitet gegen gewisse Ansichten, als ob er in ihnen seine geschworenen Gegner verkörpert sähe, die ihm in Reihe und Glied gegenüber ständen. Als die Philosophieprofessoren eine Versammlung in Gotha abhielten, gab

Digitized by Google

er dem Mißtrauen Ausdruck, auf dieser „philosophischen Kirchenversammlung" hätte man sich verschworen, nie seinen Namen zu nennen. „O, meine Abhandlung über die Universitätsphilosophie gleicht jetzt dem wiehernden Streitroß im Stall: es will hinaus! Die Philosophieprofessoren werden ihre Freude erleben: ihnen wird sein, als ob es Ohrfeigen regnete", schreibt er als welterfahrener alter Mann (16. Oktober 1850). Daß sie alle ruhig und zufrieden weiter lebten und sich in ihrer gewohnten Bequemlichkeit gar nicht stören ließen, das wollte eben Schopenhauer nicht sehen, der leidenschaftliche Denker, der sonst alles lebendig schaute.

Persönliche Erfahrungen prägten sich seinem Geiste tief ein, und so kam er unwillkürlich dazu, dieselben zu verallgemeinern: denn eine Erfahrung bedeutet für ein solches Temperament ein glimmendes Feuer, das immer wieder angefacht wird. Da er i. J. 1811 in Berlin einigemale bestohlen wurde, so verfolgte ihn sein Lebenlang die Furcht vor Dieben. Noch 21 Jahre später, zur Zeit, da er sich für immer in einer deutschen Stadt niederlassen wollte, stellte er hinsichtlich der Gefahr, bestohlen zu werden, einen ernstlichen Vergleich zwischen Mannheim und Frankfurt an. Nachdem er zu wiederholten Malen bedeutende Verluste an seinem Vermögen erlitten hatte, befürchtete er, gleichsam instinktiv, weitere Verluste, und griff deshalb zuweilen zu absonderlichen Maßregeln und Mitteln der Verwahrung seines baren Geldes. Wie im Kleinen, so war er auch in der Verwaltung seines ganzen Vermögens äußerst vorsichtig und mißtrauisch. Als seine Schwester ihn veranlassen wollte, mit dem bankerotten Geschäftshause in Danzig zu dreißig Prozent zu accordieren,

Digitized by Google

im Glauben, dadurch wenigstens einen Teil ihres und seines Geldes zu retten, hegte Schopenhauer gegen sie und die Mutter den Verdacht, daß sie sich mit dem Geschäftshause gegen ihn verschworen hätten. Er brach deswegen seine Beziehungen zu seiner Schwester wieder ab, der er doch kurz zuvor einen Teil seines übrigen Vermögens angeboten hatte. An den Chef dieses Geschäftshauses schrieb er: „Ihre Kinder werden mir noch hier in brillanten Equipagen vorbeifahren, während ich als ein alter, abgenutzter Universitätslehrer auf der Straße keuche." Er bestand darauf, sein Geld ungeschmälert zurückzubekommen, und obschon die Unabhängigkeit seiner Existenz nicht davon abhing, unterhandelte er doch mit dem Danziger Geschäftshause wie ein erfahrener Kaufmann. Er mochte durchaus nicht für einen unpraktischen Gelehrten gehalten werden, den jeder nach Belieben ausnutzen kann. „Sie sagen vielleicht, daß wenn alle Ihre Gläubiger so dächten, ich auch schlimm daran wäre," schreibt er (28. Febr. 1820) an den Chef des Geschäftshauses, „aber, wenn alle Menschen dächten wie ich, so würde überhaupt mehr gedacht und es gäbe dann wahrscheinlich weder Bankerotte, noch Kriege, noch Pharaotische."

Sein Instinkt sagte ihm, daß der Philosoph unter Umständen brotlos und ohne Erwerb an den Thüren der Reichen und Vornehmen klopfen müßte. Er hat immer gefühlt, daß er seine Unabhängigkeit und Muße dem Vermögen seines Vaters zu verdanken hatte, und wirklich kann man sich Schopenhauer als mittellosen Menschen, der darauf angewiesen wäre, von schriftstellerischer Arbeit oder einer Lehrthätigkeit zu leben, gar nicht vorstellen.

Seine schriftstellerischen Arbeiten trugen ihm bis zu

Digitized by Google

seinen letzten Lebensjahren fast gar nichts ein. Zwei und ein halb Jahr nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes schrieb ihm Brockhaus: „Was Ihre Anfrage über den Absatz Ihrer Schrift betrifft, so kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nur sagen, daß ich damit ein schlechtes Geschäft gemacht habe, und die nähere Auseinandersetzung darüber erlassen Sie mir wohl." Um auf die Druckkosten zu kommen, sah sich der Verleger genötigt, den Preis des Buches herabzusetzen, und später wurde das Werk sogar zu Makulatur gemacht. Im Jahre 1836 gab Schopenhauer sein kleines Buch: „Der Wille in der Natur" ohne jedes Honorar in Verlag: die anschaulich verfaßte Schrift fand jedoch nicht die geringste Beachtung. Im Jahre 1843 mutete ihm Brockhaus zu, den zweiten Teil seines Hauptwerkes auf eigene Kosten drucken zu lassen, und konnte sich nur mit Mühe dazu entschließen, das Buch überhaupt zu verlegen. „Allerdings habe ich dem Publico ein Geschenk machen wollen, und ein sehr wertvolles", schrieb Schopenhauer an Brockhaus (17. Mai 1843), „aber für mein Geschenk noch obendrein bezahlen, das will und werde ich nicht. Es ist, als ob jemand, dem ich eine für ihn wichtige Nachricht zu schreiben hätte, verlangen wollte, daß ich auch noch den Brief frankierte." Seine Parerga zu verlegen, lehnte die Dietrichsche Buchhandlung in Göttingen ohne weiteres ab, obschon er dafür gar kein Honorar beanspruchte. „Ich verlange kein Honorar", schrieb er (8. Sept. 1850) an die Verlagshandlung, „sondern stelle Ihnen bloß die Bedingung, daß Sie einen anständigen Druck wählen." Dieses Buch sollte erst erscheinen, nachdem Frauenstädt sich bei einem Berliner Verleger dafür verwendet hatte. Erst in der letzten Periode seines Lebens konnte es Schopenhauer

Digitized by Google

wagen, ein kleines Honorar für den gedruckten Bogen zu fordern.

Um nichts in der Welt hätte man ihn dazu veranlassen können, eine Abhandlung für eine Zeitschrift oder einen Artikel für ein Lexikon zu schreiben. Als Brockhaus sich an ihn i. J. 1818 mit der Bitte gewendet hatte, einen Aufsatz über die Farbe für das Konversationslexikon zu liefern, wies er dieselbe mit Entrüstung zurück. Von seinen Verlegern verlangte er, sie sollen seine Werke in den Zeitungen so schlicht und einfach wie nur möglich ankündigen. Beim Erscheinen des zweiten Bandes seines Hauptwerkes machte er es Brockhaus zur ausdrücklichen Bedingung, den Anzeigen seines Buches „keine Belobung oder sonstigen Commentar" beizugeben. Auch bei dem Erscheinen der Parerga schrieb er an Frauenstädt (30. September 1850): „Endlich soll Verleger im Kontrakt versprechen, seinen Annoncen meines Buches keine Belobung, Empfehlung oder sonstigen Commentar beizufügen."

Aber nicht nur in der schriftstellerischen Thätigkeit, sondern auch in der pädagogischen konnte ein so unabhängiger Charakter seinen Beruf nicht finden. Als Schopenhauer sich i. J. 1820 in Berlin habilitierte, glaubte er, vermöge seines philosophischen Ernstes und seiner eindringlichen Beredsamkeit nicht nur vor Studenten, sondern auch vor einem reifen und gebildeten Publikum lesen zu können. Er mußte sich aber gar bald überzeugen, daß die Thätigkeit, die er hier zu entfalten gedachte, nicht den leisesten Anklang fand. Die Philosophie, wie er sie vortrug, konnte in jener Zeit, wo Hegel die Geister beherrschte, gar keine Wirkung ausüben. Er verließ bald das „dürre" Berlin und figurierte nur noch mit seinen

Digitized by Google

angekündigten Vorlesungen im Lektionskatalog. „Den Winter wieder in Berlin?", schreibt er an Ossan (20. April 1822). „Was hab ich da? Nicht einmal Zuhörer in einer Anzahl, die die Mühe lohnt. Ich lebe theuer und schlecht und liebe das Nest überhaupt nicht."

4.

Selbst in seiner philosophischen Einsamkeit blieb sein Charakter derselbe, wenn auch die ihm angeborene Heftigkeit sich jetzt vorzugsweise in seinen Werken äußerte. Er war sich selber bewußt, daß er keine harmonisch ruhige Natur war. Es fiel ihm gar nicht leicht, seine heftigen Instinkte im Zaume zu halten und sich an eine philosophische Lebensart zu gewöhnen. Er hat die Kräfte seines eigenen Temperamentes genau beobachtet und erkannt und fand in seiner philosophischen Einsamkeit die besseren Seiten seiner Natur wieder.

Noch in der zweiten Hälfte seines Lebens gab sich die ihm angeborene Leidenschaftlichkeit als große Lebhaftigkeit in Allem, was er that und sprach, kund. Die menschlichen Affekte, der Schmerz und die Lust, die Grundprobleme des Lebens waren für ihn keine mathematischen Größen, mit denen er als ruhiger und besonnener Rechenmeister aus der Ferne ohne tiefdringende Anteilnahme operieren konnte, sondern er mußte sich mit dem allem in persönlicher Weise abfinden. Aber die Einsamkeit, in der er abgeschlossen von dem Getriebe der Außenwelt lebte, mußte oft auch das intensivste Lustempfinden mit sich bringen. Er ahnte dann wenigstens den Vorgeschmack desjenigen höhern geistigen Wollens, das er im letzten Abschnitte

Digitized by Google

seines Hauptwerkes in stark ausgeprägten und zugleich auch eine gewisse persönliche Sehnsucht verratenden Zügen gezeichnet hat.

Gewöhnt an diese tiefe Abgeschlossenheit, konnte er nur mit Mühe den Lärm des Straßenlebens ertragen. Für ihn war das Denken eine beschauliche Vertiefung, die durchaus der Ruhe und der Zurückgezogenheit bedarf. Da er die Nachtstunden für das Denken nicht geeignet hielt, so war er gewohnt, in den Morgenstunden seinen Gedanken nachzugehen und dieselben zu gestalten. Seine regelrechte und mit peinlichster Genauigkeit eingehaltene Lebensweise wurde fast niemals von einem äußern Zwischenfall unterbrochen und hatte etwas Weihevolles an sich. Den gesellschaftlichen Verkehr verabscheute er mit der ganzen Heftigkeit, die in seinem Temperamente begründet lag. Gegen das Reisen hatte er im reifen Mannesalter einen förmlichen Widerwillen. Mit Ausnahme eines einzigen Males, wo er zu Anfang seines Aufenthaltes in Frankfurt sich für einige Tage an den Rhein begeben hatte, verließ er fast dreißig Jahre lang, bis zu seinem Tode, Frankfurt nicht mehr. Als Richard Wagner und Herwegh ihn nach Zürich eingeladen hatten, schrieb er an von Doß (10. Jan. 1855): „Aber ich bin ein Pilz, der festsitzt: ohne Not reise ich nicht." — Jeden Tag pflegte er ohne Rücksicht auf das Wetter einen größeren Spaziergang zu unternehmen: „Ohne meine Promenaden wäre ich nicht mit zweiundsiebzig Jahren so vollkommen gesund und rüstig, wie ich bin" (an von Doß 1. März 1860). Nur in seiner Jugendzeit überstand er einige Krankheitsanfälle: im Winter 1823/24 litt er an Hämorrhoiden mit Fistel, an Gicht und an einem Nervenübel, und zu Anfang der dreißiger Jahre an

Digitized by Google

leichten Anwandlungen von Melancholie. Sonst erfreute er sich immer einer vollkommenen Gesundheit und war sich bewußt, daß er lange leben würde. Vier Jahre vor seinem Tode berichtet er an Frauenstädt: „Laufe noch immer wie ein Windhund, befinde mich vortrefflich, blase fast täglich mein Flauto, im Sommer schwimme ich im Main, welches zuletzt am 19. September geschehen, habe keine Gebrechen, und meine Augen sind noch ganz so, wie in meinen Studentenjahren. Bloß am Gehör leide ich, welcher Erbfehler mich aber schon im Jünglingsalter und alle Zeit belästigt hat." (1. März 1856.)

5.

In der Art, wie Schopenhauer anerkannt werden wollte, liegt ein komplizierter Zug seines Charakters, der mit irgend einer einfachen Bezeichnung nicht wiedergegeben werden kann. Er hatte die Schwäche, in allen möglichen Zeitschriften nachzuforschen, ob und was über ihn geschrieben und gedacht wurde, und erkundigte sich beständig in Briefen, ob hie und da irgend ein Artikel oder selbst nur eine Notiz über seine Philosophie erschienen sei. „Trotz Ihrer und meiner Vigilanz glaube ich, daß von dem, was über mich gedruckt wird, etwa einviertel uns ganz entgeht", wendet er sich an Frauenstädt (30. März 1853). Er geht sogar so weit, einem Geschäftsmann in Danzig, der aller Litteratur und Philosophie fern stand, den Auftrag zu geben, ihm alles, was in den Danziger Lokalblättern über ihn veröffentlicht wurde, zuzuschicken. Als er erfuhr, daß in einer anonymen Geschichte der Philosophie von einem ihm unbekannten Anhänger gesprochen wurde, schrieb

Digitized by Google

er an Frauenstädt: „Wenn Sie irgend etwas von ihm wissen oder in Erfahrung bringen können, wo und was er über mich geschrieben hat, bitte ich es mir, wenn nicht telegraphisch, doch mit reitender Post quam primum kund zu thun . . . Überhaupt müssen Sie alles lesen, was über mich geschrieben wird: das ist nötig."

Es beherrschte ihn das leidenschaftliche Verlangen, seine Gedanken in größeren Kreisen verbreitet zu sehen. Es mußte ihm schwer fallen, der vollständigen Nichtbeachtung seiner Werke, trotz der Klarheit und seltenen Eindringlichkeit, mit der sie geschrieben waren, fast vier Jahrzehnte hindurch als gleichgültiger Zuschauer gegenüberzustehen. Er wollte das anerkannt wissen, worin er nicht etwa einen Komplex von intellektuellen Einfällen, sondern die höchste Lebenswahrheit erblickte. War doch seine ganze Philosophie kein Kopfprodukt, sondern sie enthielt den ganzen Menschen mit dessen Kämpfen und vielfachen Überwindungen. In seiner Philosophie sah Schopenhauer selbst eine ihm zugekommene tiefe Eingebung, die ihren Weg durch seine Persönlichkeit genommen hatte. Die Anerkennung seines Werkes stellte er deshalb der Anerkennung der philosophischen Wahrheit gleich. Schon i. J. 1822 schrieb er: „Aber jederzeit zu wissen, ob man von meinem Buch etwas und was man sagt, liegt mir am Herzen: denn es betrifft das, was mich allein im Ernst interessiert." Die Thatsache, daß er mit einer gewissen Hartnäckigkeit vernachlässigt worden war, konnte er bei seinem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein nicht ruhig hinnehmen. Der Anblick dessen, was ihm für schlecht und thöricht galt, die philosophische Spekulation ohne tieferen Lebensgehalt, welcher doch Bewunderung gezollt wurde, mußte in ihm ein natürliches

Digitized by Google

Gefühl der Erbitterung hervorrufen. Da seinem Charakter das Vermögen der vollständigen Selbstlosigkeit nicht innewohnte, so ergab sich dadurch ein Kampf zwischen seinem starken Selbstbewußtsein und dem vollständigen Ignorieren seiner Persönlichkeit, ein Kampf, der etwas Tragisches hatte.

Schopenhauer war nicht der Lebensüberwinder. Er war vielmehr aus seltsam heterogenen Trieben gebildet: der Denker, der sich bis zu den Höhen der letzten Erkenntnis emporschwingen konnte, stritt in ihm mit der Leidenschaft des Künstlers und mit der Energie des Selbsterhaltungstriebes. Dort, wo ein Charakter wie Spinoza durch intellektuelle Erkenntnis sich über das Leben erheben konnte, dort mußte einem von Hause aus leidenschaftlichen Temperamente wie dem Schopenhauers die Überwindung unvergleichlich schwerer fallen. Der Intellekt Spinozas war keineswegs stark von seinen Gemütsaffekten abhängig: sein Temperament war kälter und daher auch lichter und durchsichtiger als das Schopenhauers. Bei Spinoza war die philosophische Resignation und die Verzichtleistung auf alle weltlichen Güter mehr ein Akt der Erkenntnis als der Überwindung, während in der ganzen Art, wie Schopenhauer sich mit der Welt auseinandergesetzt hat, die Leidenschaften mit allen ihren heftigen Ansprüchen und rücksichtslosen Forderungen in erster Reihe dastanden und nur mit Mühe sich zurückdrängen ließen: ein schwerblütiges Naturell trägt auch schwere Kämpfe in sich. Spinoza und Schopenhauer sind entgegengesetzte Pole, Nord und Süd: dort das äußerst schöne Phänomen des Polarlichtes, eine ruhige und kalte Helligkeit, eine durchsichtige Atmosphäre, wie sie das gegebene Klima mit sich bringt, eine oft ironische Heiterkeit des Denkers,

Digitized by Google

der in der Einsamkeit alles fand, was er gesucht hatte; hier ein tiefes Wirklichkeitsgefühl, ein Drang nach erkannter und zugleich erlebter Wahrheit, ein künstlerischer Trieb und ein heißer Kampf der prometheischen Persönlichkeit, des gefesselten Titanen, der seine durchdringende Stimme von der Erde zu den Himmeln erhebt.

6.

Schopenhauers Selbstbewußtsein war eine natürliche Folge seiner sich naiv kundgebenden großen Kraft. Von seinen Werken und von der Bedeutung seiner Lehren sprach er, als ob sie von einem andern wären. Erlebnisse der Vergangenheit galten ihm gleichsam als Erlebnisse eines ihm fernstehenden Menschen, über die er wahrheitsgetreu und aus dem Verlangen nach tieferer Selbsterkenntnis berichtet. Die unerbittliche Wahrheit des Forschens und Erkennens mußte unwillkürlich aus allen seinen Äußerungen im persönlichen Verkehre und selbst aus seinen augenblicklichen Einfällen herausklingen. Die gewöhnliche Bescheidenheit und Unterschätzung dessen, was ihm das höchste galt, war mit seinem intellektuellen Charakter unvereinbar: war er ja überzeugt, daß er eine Mission zu erfüllen, durch seine Philosophie das letzte Rätsel des Daseins zu lösen hatte.

Schon in seiner Jugend, nach der Vollendung des ersten Teiles seines Hauptwerkes, hatte er einmal den Einfall, als Symbol der von ihm vollbrachten Lösung des Lebensproblems eine sich in den Abgrund stürzende Sphinx auf sein Petschaft stechen zu lassen. In seinem Arbeitszimmer in Dresden soll er in die Fensterscheibe in lateinischer Sprache die Worte eingeritzt haben: „Hier

Digitized by Google

wohnte Schopenhauer von 1814 bis 1818 und schrieb seine vier Bücher von der Welt." Anläßlich der Verhandlung über die Drucklegung seines Hauptwerks schrieb er an Brockhaus (28. März 1818): „Wollte ich demnach, gemäß dem Werte, welchen ich auf mein Werk lege, meine Forderungen an Sie abmessen, so würden diese außerordentlich, ja unerschwingbar ausfallen." Im Jahre 1822 bemerkt er: „Ich habe gelebt, um mein Buch zu schreiben, daher von dem, was ich in der Welt wollte und sollte, sind $^{99}/_{100}$ gethan und gesichert: der Rest ist Nebensache, folglich auch meine Person und ihr Schicksal. Wie wenig Notiz man von meinem Buche nimmt, weiß ich sehr wohl: aber auch ebensowohl, daß das nicht immer so bleiben wird. Das Metall, woraus ich und mein Buch sind, ist gar nicht häufig auf diesem Planeten, wird zuletzt erprobt und aufbewahrt." Als alter Mann wunderte er sich oft selber darüber, wie er seine Werke hatte schreiben können, da dieselben ihm als die tiefsten Offenbarungen der Erkenntnis und der Schönheit vorkamen. „Wo gibt es in der deutschen Litteratur ein Buch," heißt es in einem seiner Briefe an Frauenstädt (30. Sept. 1850), „welches man aufschlagen kann, wo man will, und gleich mehr Gedanken empfängt, als man zu fassen vermag — wie mein zweiter Band der Welt als Wille und Vorstellung?" Er sprach es oft aus, daß seine Philosophie einst in der Welt eine Rolle spielen würde, wie noch nie irgend eine andere in alter oder neuerer Zeit: „nie und nimmermehr kann meine Philosophie, und wenn das Oxygen zersetzt und das Einhorn entdeckt würde, irgend eine Modifikation dadurch erleiden." Als er auf einen Artikel aufmerksam gemacht wurde, in welchem der Verfasser ihn den Scharf-

Digitized by Google

sinnigsten der Scharfsinnigen genannt hatte, rief er aus: „Ich finde, daß der Mann sich passend auszudrücken weiß." Und ein andermal schreibt er: „Bedenke ich nämlich, welche tiefe Wirkung und Enthusiasmus meine Philosophie in Ungelehrten, Geschäftsleuten und gar noch Weibern hervorgebracht hat, und wie Vieles derart wir nicht erfahren; so kommen mir über die Rolle, die solche 1900 spielen wird, Gedanken, die ich schriftlich nicht einmal Ihnen mitteilen mag: Sie können Sie auf eigene Hand haben" (an Frauenstädt 13. Mai 1856).

7.

Er hatte ein scharfes Auge für die menschlichen Triebe und Schwächen. Auch im gewöhnlichen Leben sah er jeden Gegenstand, der in seinen Gesichtskreis eintrat, lebendig und anschaulich vor sich. In seinen Briefen spricht er mit seinen Anhängern, als ob sie persönlich in seiner Nähe sich befänden, und erteilt ihnen bald einen scharfen Verweis und bald eine freundliche Ermahnung.

Wer einen so überwältigenden Ernst in die Behandlung der Lebensprobleme hineinträgt, der kann weder die Natur, noch den Menschen mit einer kalten Gleichgültigkeit erfassen. Es muß ihn oft Unmut und Entrüstung ergreifen über die Oberflächlichkeit und Leichtigkeit, mit welcher die Meisten sich über das Wichtigste hinwegsetzen. Die Wahrheit, die er anstrebt, muß er wiedergeben wie er sie sieht und kann sich über die Halbheit, mit welcher die wichtigsten Probleme oft selbst von den denkenden Menschen erfaßt werden, nicht täuschen lassen.

Dem menschlichen Elend stand Schopenhauer nicht

Digitized by Google

als gleichgültiger Zuschauer gegenüber. Er hatte aber das Bewußtsein, daß dieses Elend sich durch keine äußeren Mittel auf die Dauer beseitigen lasse. Als er einmal auf einem Spaziergange armselig gekleidete Auswanderer erblickte, rief er aus: „Wenn man dieses sieht, da faßt Einen wieder der ganze Jammer des Lebens an. Wenn man erwägt, wie ungeheuer die Vorrichtungen in dieser Welt sind, und wie erbärmlich dagegen das Resultat, so kann man keine Loblieder anstimmen." Als der Maler Bähr bei einem Besuche i. J. 1855 zu Schopenhauer sagte, seine Philosophie sei ja eigentlich nur allzu bescheiden, da sie die Güte des Herzens höher als das künstlerische und intellektuelle Genie stelle, antwortete ihm Schopenhauer: „Das verfault einst, wodurch ich vor Tausenden exzelliere, während die Güte des Herzens unvergänglich ist." Er selber hat zwar die höchste Stufe der Überwindung nicht erklommen, er machte aber auch keinen Anspruch darauf: er war ja nur Denker. Allein der Glaube an die Möglichkeit ungewöhnlicher Güte und wirklicher Aufopferungsfähigkeit war doch das Einzige, worin er den eigentlichen Sinn des Daseins erblickte, und was auch seiner ganzen Lehre die ergreifende Aussicht auf das Höchste und Letzte verleiht. Er verlangte eine ernste und tiefe Auseinandersetzung mit dem Leben, eine wirklich empfundene und tiefgehende Menschenliebe. Daher auch sein natürlicher Widerwille gegen die leichte Auffassung des Menschen als Bruder und Kamerad in der richtigen Gesellschaft.

Alles, was mit dem Zeitgeiste zusammenhing, war ihm fremd. Die politischen Ereignisse des Jahres 1848, die er in der nächsten Nähe beobachten konnte, ließen ihn nicht nur gleichgültig, sondern riefen seine ganze Abneigung

Digitized by Google

hervor. Gegen die Führer der republikanischen Partei im Frankfurter Parlament sprach er sich mitunter in geringschätziger und sehr heftiger Weise aus. Er war überzeugt, daß die Menschen, wie sie einmal sind, keine allzugroße Freiheit vertragen können und selbst in die freiesten Institutionen ihre innere Unfreiheit hineintragen würden. Er war strenger Ordnungsmensch, weil er sich über die Wirklichkeit der menschlichen Natur nicht hinwegtäuschen mochte und keine Verquickung heterogener und einander störender Triebe wünschte. Den Ernst der höchsten Freiheit des persönlichen Menschen wollte er nicht mit dem Flitter politischer Reden umgeben sehen.

Von der Politik und dem Treiben der verschiedenen Parteien hatte er sein ganzes Leben lang eine sehr geringe Meinung. Schon im Jahre 1819 schreibt er aus Dresden an seinen Göttinger Lehrer Blumenbach: „Wenigstens würde ich es für eine Herabwürdigung meiner selbst halten, eine so enge und kleinliche Sphäre als die gerade gegenwärtige Zeit und ihre Umstände zum Wirkungskreise meines Geistes zu nehmen. Ich denke außerordentlich gering von jenen soi-disant-Philosophen, die zu Publicisten geworden sind, und die eben dadurch, daß sie auf die Zeitgenossen als solche unmittelbar wirken wollen, das Bekenntnis ablegen, daß sie keine Zeile schreiben können, die einst ein Nachkomme zu lesen würdigt."

Von den politischen Naturen, selbst von großen Staatsmännern, hielt er nicht allzu viel. Sie mußten ihm zum größten Teil entweder als Menschen erscheinen, deren Aktion, wie bei den Welteroberern, eine Art von grausamem Spiel ist, oder aber als solche, die im besten Falle in engen und beschränkten Bestrebungen aufgehen. Daß ein Philosoph,

Digitized by Google

dessen Aufgabe ja darin bestehen soll, über das Ewige und Unvergängliche nachzudenken und die innere Natur des Menschen zu erkennen, sich mit beschränkten und vergänglichen Erscheinungen befassen könnte, war in seinen Augen ein Vergehen gegen den heiligen Geist der tiefern Weisheit. Feuerbachs politische und materialistische Ansichten genügten ihm, ihren Urheber für einen oberflächlichen Schriftsteller und keineswegs für einen echten Philosophen zu erklären. „Was für rohes, brutales Zeug der Mensch in die Welt schreibt!" berichtet er an Frauenstädt (28. Nov. 1851). „Der plumpeste, bornierteste Materialismus." Die materialistischen Lehren riefen die ganze Verachtung, den ganzen Hohn und Spott Schopenhauers hervor. „Menschen", schreibt er an von Doß (11. Sept. 1853), „die nichts als ihre Retorten, galvanischen Batterien und Froschkeulen kennen, unternehmen damit die Welt und den Menschen zu erklären."

8.

Die geistigen Bedürfnisse Schopenhauers waren ausgedehnt und mannigfaltig. Er besaß gründliche Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens, er konnte sieben Sprachen, von denen er, abgesehen von seiner Muttersprache, vier moderne (Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch) vollkommen beherrschte. „Mich halten in der Regel die Engländer für einen Engländer, wenigstens in der ersten Viertelstunde, oft länger" (an David Asher, 16. Juni 1860). Er besaß die Fähigkeit, gut und aufmerksam zu lesen. Er war gewohnt, an ein Buch immer mit dem Bleistift in der Hand heranzutreten, und dabei, entsprechend seinem lebhaften Temperamente, bald Einspruch zu erheben, bald seiner

Digitized by Google

Zustimmung Ausdruck zu geben. Schon im Jahre 1822 schreibt er: „Ohne Bücher auf der Welt wäre ich längst verzweifelt." Die fleißige Lektüre bedeutsamer Werke war für ihn ein Verkehr mit wahlverwandten Geistern. In seiner Bibliothek standen ein paar tausend Bände in verschiedenen Sprachen. Er hatte die besondere Fähigkeit, die allein eigentlich zu einer ausgedehnten Lektüre berechtigt: über dem Werke zu stehen, sich demselben gegenüber kritisch zu verhalten und es doch auf sich unmittelbar wirken zu lassen. Dann gestaltet sich der Umgang mit gewissen Büchern zu einem anregenden und lebendigen Verkehre in guter Gesellschaft, ja in der besten, die es überhaupt geben kann.

Seine Lieblinge unter den Philosophen waren Plato und Kant. In diesem verkörperte sich für ihn die Schärfe des analysierenden Verstandes, die intellektuelle Wahrheit der Forschung und der Prüfung, und in jenem die künstlerische Gestaltungskraft und die vornehme Gesinnung der feinen Persönlichkeit. War ja Schopenhauer selber zu einem guten Teil Künstler, der seine Gedanken nicht nur durch Analyse bildet, sondern auch in einen Zusammenhang mit seinem ganzen Empfinden bringt. Auch im Meister Eckhart, in dem Mystiker Tauler und in dem Verfasser der „Theologia Deutsch" erblickte er seine nächsten Geistesverwandten, besonders nahe stand ihm der letztere, dessen kleines, tiefsinniges Buch er seinen Schülern und Anhängern immerfort zu empfehlen pflegte. Auch die religiösen Bücher Indiens las er mit besonderer Aufmerksamkeit und Vertiefung.

Daneben hatte er auch eine ausgesprochene Zuneigung zu einigen, dem Geiste der erwähnten Schriften ziemlich fern stehenden Denkern und Schriftstellern. Die Klarheit

Digitized by Google

und Schärfe der Darstellung, die Eindringlichkeit des Verstandes, das lebendige und kühne Erfassen der Dinge, die Grazie und Leichtigkeit des Tones und Bildes sprachen ihn immer an. Auf den Geist des „großen, herrlichen, unsterblichen" Voltaire hielt er sein Lebenlang sehr viel. Obschon die Moral der französischen Encyklopädisten ihn niemals befriedigen konnte, und er sie „ein Gewebe plumper Sophismen" nannte, so sagte ihm doch die geistreiche Art und intellektuelle Helligkeit solcher Schriftsteller wie Helvétius in vieler Hinsicht zu. „Daß Sie aber gar den Helvétius gelesen haben", schreibt er an Frauenstädt (17. Febr. 1853), „wird Ihnen der liebe Gott vergelten: er liest selbst oft im Helvétius." Alles, was in Erfahrungen mit dem menschlichen Charakter wurzelt, erregte sein ungeteiltes Interesse, so die praktische Lebensweisheit Balthasar Gracian's, Montaigne's, Larochefoucauld' und Chamfort's.

Von der Dichtung verlangte er nicht eine schöne Gruppierung zufälliger Thatsachen der Natur und des Menschenlebens, sondern eine Vertiefung des Geschauten, ein Sichhineinversenken in den Inhalt des Lebens, das Schauen der bewegenden Kräfte durch die Hülle der äußeren Erscheinungen. Auch hier hatte er eine Vorliebe für die sich grandios kundgebende Leidenschaft, für die inneren Kämpfe der menschlichen Natur. — Die Litteratur war für ihn keine Scheune, in welcher ungedroschenes Getreide mit der ganzen Spreu desselben ohne Ordnung und Sichtung aufgespeichert liegt, sondern ein Sammelpunkt weniger auserwählter Geister. Eine ausgeprägte Eigenart, eine naturwüchsige Begabung, ein lebendiger Mensch, der hinter dem Werke steht — das waren die Forderungen, mit denen er an ein schriftstellerisches Produkt herantrat.

Digitized by Google

Nichts war ihm verhaßter, als eine gewisse Art von philosophischen Schriftstellern, die, was sie zu sagen haben, ohne Maß, ohne Ordnung und mit Überladung des Hauptsächlichen durch das Nebensächliche vorbringen, und jede Schönheit und Klarheit des Ausdrucks wie absichtlich aus ihrem Gebiete verbannen. Im Gegensatze zu den Philosophen seiner Zeit baute Schopenhauer sein System nicht wie unzugängliche mittelalterliche Schlösser auf den kahlsten und steilsten Gipfeln, sondern auf einem Boden, zu welchem von allen Seiten bequeme Wege führen. Er war überzeugt, daß ein echter philosophischer Gedanke auch mit größter Klarheit ausgedrückt werden könne, daß das innerlich Erlebte, wenn es aufrichtig und tief gedacht ist, sich auch nach außen als plastische Anschauung zu geben vermöge.

Digitized by Google

II.

Form.

9.

Die Vereinigung des tief Gedachten mit dem erschöpfenden Ausdruck des Gedankens ist der Grundzug der Form Schopenhauerscher Darstellung. Jeder Gedanke steht da wie aus hartem und schön geadertem Marmor gemeißelt. Schopenhauers Form ist die des weitblickenden, keine Konsequenzen scheuenden Intellektes, der das Geschaute und Erkannte mit derselben Genauigkeit und Schärfe wiedergibt, mit welcher er geschaut und erkannt hat, und nichts in dem Gedachten verschiebt oder versetzt. Kühn erfaßt Schopenhauer die Umrisse der höchsten Gipfel in der weitesten Ferne und zeichnet sie, indem er seine Gedanken durch den ganzen weiten Gesichtskreis verfolgt, der sich seinem Blicke eröffnet. Die Kühnheit und Aufrichtigkeit seines Intellektes muß sich auch unwillkürlich auf die äußere Form übertragen. Die Form erinnert bei ihm an einen in breitem Bette fließenden Strom, der seine durchsichtigen Massen in gleichmäßigem Lauf dahinwälzt,

Digitized by Google

bald das ganze Himmelsgewölbe wiederspiegelnd, bald in seinem Rauschen mit dem ausbrechenden Ungewitter in ein gemeinsames Echo einstimmend.

Jeder Gedanke ruft in ihm ein ganzes Bild in festen Umrissen hervor. Dem Bilde schließt sich bald ein anderes an, und dabei eröffnet sich ein Ausblick auf das Ferne, Letzte und Höchste. In dieser sich langsam aufthuenden Aussicht liegt der künstlerische Aufbau seiner Gedanken. Er hat eine konkrete, anschauliche Art zu denken. Mit derselben Festigkeit, mit welcher seine Vorstellungen in einander gefügt sind, reiht sich auch der eine Satz dem andern an, und das eine Wort fordert das andere. Seine scharfe und koncise Darstellung läßt keine Änderungen zu: seine Sätze sind unverrückbar. Obschon der Bau derselben nach außen oft zu massiv wirkt, so erscheinen doch die einzelnen Teile, hat man sich einmal an diesen Satzbau gewöhnt, mit großer Knappheit ausgeführt. Trotz ihres schweren Gewichtes drängen sich seine Gedanken eng zusammen, weisen niemals eine Lücke auf, die irgendwie ausgefüllt werden könnte. Die sich anschließenden Nebensätze tragen ebensoviel Inhalt in sich wie der Hauptsatz. Und so lehnt sich mit ruhiger Energie der eine Teil dem andern an, und füllen alle den gegebenen großen Raum aus. Ein tief persönliches Denken schafft aus dem eigenen Schoße einen persönlichen Stil.

Es ist keine betäubende Luft, keine künstlich geschaffene Atmosphäre, es ist ein starker erfrischender Hauch, der durch Schopenhauers Darstellung geht, und das Einatmen in einem Gleichmaß ermöglicht. Man verspürt etwas von Tannenduft in diesem dichten Walde hoher Gedanken. Die oberen Zweige und Wipfel glitzern im

Digitized by Google

hellen Sonnenschein. Schopenhauers Stil kennt gar keinen Zierrat. Er schreitet mit einer Grandezza dahin, stolz auf den Inhalt, zu dessen selbstbewußtem Ausdruck er geschaffen ist. Er ist hier ganz der Ausdruck für eine reiche Association von Ideen.

In Schopenhauers Gehirn drängten sich zu viele Gedanken, allein sein scharfer und eindringlicher Intellekt überwachte jeden einzelnen, verkettete sie miteinander und sah zu, daß sie nichts von ihrem ursprünglichen Inhalte einbüßten. Es ist kein feines Nüancieren, sondern ein Zusammenfassen dessen, was er anfangs scharf geschieden und zergliedert hat. Sein Stil kennt keine malerischen Feinheiten, weil er einen ungeheuern Stoff zu überwinden und zu gestalten hat. Dieser Stoff erfordert einen scharfen Meißel und den nervigen Arm eines Schöpfers, der sich in jedem Augenblicke seiner eigenen Kraft bewußt wird.

Wenige Denker haben alles, was sie dachten und zu sagen hatten, so erschöpfend in ihren Werken dargestellt wie Schopenhauer. Seine Werke sind eigentlich nichts anderes als sein persönliches Empfinden und Wünschen: in ihnen zeigt sich sein Intellekt im Zusammenhang mit den geheimsten Trieben und Neigungen seines Charakters. Der in die Tiefen der Natur mit seiner Fackel heruntersteigende Intellekt beleuchtet sich selbst und die ganze Umgebung, denn er hat den unüberwindlichen Trieb, alles zu erkennen und nichts im Dunkel zu lassen. „Ich kann nicht rasten", schreibt Schopenhauer als junger Mann an Goethe, „kann mich nicht zufrieden geben, solange irgend ein Teil eines von mir betrachteten Gegenstandes noch nicht reine, deutliche Kontur zeigt." (11. Nov. 1815.) Und in seinen Entwürfen zeichnet er einmal die Beobachtung auf: „Wenn mir ein Gedanke

Digitized by Google

nur undeutlich entsteht und als schwaches Bild vorschwebt, so ergreift mich unsägliche Begierde, ihn zu fassen; ich lasse alles stehen und liegen, und verfolge ihn wie der Jäger das Wild, durch alle Krümmungen, stelle ihm von allen Seiten nach und verrenne ihm den Weg, bis ich ihn fasse, deutlich mache und als erlegt zu Papier bringe."

Was ihn dabei in die Ferne lockt, ist immer das reine Gedankenbild; die Worte, die er wählt, um es wiederzugeben, sind daher straff gespannt wie der Bogen eines Jägers. Im Reviere seines Denkens kennt er zwar die verborgensten und dunkelsten Nebenwege, aber er sucht dieselben so selten wie nur möglich auf, und auch dann nur, wenn er von einem besonders hochfliegenden Gedanken dazu gezwungen wird. In ihrem Entstehen haben seine Ideen ihren Boden in den Tiefen seiner Persönlichkeit, aus denen sie ebenso unbewußt hervorwachsen wie alle andern Wurzeln und Keime aus dem Boden der Natur. Aber ans Licht gelangend, finden sie den eindringlichen, bewußten Intellekt vor, der ihnen Richtung und Ziel anweist, der sie zusammenfaßt und auf ein Ganzes hinleitet. Alle seine Gedanken haben einen Mittelpunkt, auf den sie sich beziehen, und zu dem man von den verschiedensten Seiten aus gelangen kann.

Er spricht immer von außerordentlichen Dingen in einfachen Ausdrücken, die aber doch etwas Eigentümliches und Ungewöhnliches erhalten. Niemals nimmt er zu unbestimmten oder den Gegenstand nur von der Ferne bezeichnenden Worten seine Zuflucht. Ebenso, wie er im persönlichen Gespräche alles lebhaft erfaßte und gewöhnlich eine Gedankenäußerung an einen naheliegenden Gegenstand oder an eine in seiner Umgebung vorgefallene Begebenheit anknüpfte, so ging er auch in seinen Schriften

Digitized by Google

immer von etwas Konkretem aus. Welchen Gegenstand er auch behandeln mag, man sieht immer denselben Menschen dahinter und hört aus allem denselben Grundton heraus. Man sieht den Menschen, — denn er stellt ja nur das dar, was in ihm als volles Bild und nicht als eine Reihe abstrakter Begriffe lebt. Es ist ein naturwüchsiges, starkes ungebrochenes Denken, das auch einen naturwüchsigen energischen Stil erschaffen muß.

10.

Schon bei der Abfassung des ersten Teiles seines Hauptwerkes war sich Schopenhauer genau bewußt, was für Forderungen er an sich, nicht nur als Philosoph, sondern auch als Schriftsteller zu stellen hatte. Macht sich in der Sprache seiner ersten philosophischen Schrift noch ein gewisser Dissertationston und der Einfluß des Studiums kantischer Philosophie nur allzu bemerkbar, so tritt in seinem Grundwerk bereits der persönliche Stil eines selbständigen Denkers und Schriftstellers hervor, der fertig und abgeschlossen dasteht. Von der Form seines Hauptwerkes schrieb Schopenhauer selber an seinen Verleger (28. März 1818): „Dieser Vortrag selbst ist gleich fern von dem hochtönenden, leeren und sinnlosen Wortschwall der neuen philosophischen Schule und vom breiten, platten Geschwätze der Periode vor Kant: er ist im höchsten Grade deutlich, faßlich, dabei energisch, und ich darf wohl sagen nicht ohne Schönheit: nur wer echte eigene Gedanken hat, hat echten Stil."

Die Prägnanz des vollen Gedankenausdruckes und die bündige Kürze seines Stiles führen jedoch zu keiner

Digitized by Google

Trockenheit, denn bald weist seine Sprache einen unerbittlich ironischen Zug auf, bald durchbricht die innere Erregung die festen und harten Schranken der gemessenen Form und bald wieder teilt der ihm angeborene Trieb, das letzte Lebensrätsel zu erfassen, seinem durchdringenden Intellekte eine besondere Art von Begeisterung mit. Schopenhauers Stil kennt eine sonst seltene Weisheit: „die Weisheit im Weglassen". Durch die prägnante Bündigkeit, mit welcher Schopenhauer seinen Gedankengehalt zusammenfaßt, gewinnt alles, was er geschrieben hat, etwas Reliefartiges. Die Grundgedanken seiner Lehre treten überall mit besonderer Kraft hervor, selbst wenn er sie in einer aphoristischen Bemerkung oder in einem kleinen Zusatze nur vorübergehend berührt. Seine Gedanken veranschaulicht er immer durch konkrete Gleichnisse, die meistens Gegenstände des gewöhnlichen Lebens als Ausgangspunkt haben. Die Natur, das Leben, der Mensch sind ihm keine toten Begriffe, sondern sie bieten sich seinem Auge anschaulich dar. Alle Gegenstände zeigen ihm ihre gemeinsamen Züge, die er nur zusammenzufassen, einander nahe zu bringen braucht, um dadurch ein klares Bild zu schaffen. Allein seine Bilder sind wie seine ganze Ausdrucksweise nur ein Mittel zu dem, was ihm allein wichtig ist: sie haben ihren Wert nur im Zusammenhange mit der ganzen Darstellung, sind nicht für sich da, und wenn sie ein Licht auf die Gedanken werfen, so empfangen sie doch von diesen ihre Kraft und Bedeutung. Auch seine Gleichnisse sind von großer Knappheit und Präcision. Es ist, als ob er auch hier keine „unnütze Bagage" mitnehmen wollte und sich bei jedem Worte überlegte, ob es auch nicht entbehrlich sei. Selbst sein eindringlicher, ironischer Zug hat etwas

Digitized by Google

Knappes an sich und erzielt grade dadurch eine gewisse Wirkung, denn auch hier tritt dieselbe Gediegenheit der persönlichen Stimmung hervor.

In den Werken der griechischen und lateinischen Autoren sah er Muster des echten Stiles, weil der Inhalt darin meistens in eine, aus der Persönlichkeit des Schriftstellers notwendig hervorgegangene Form gegossen wird. Diejenigen unter den Alten, die wirklich etwas zu sagen hatten, waren immer knapp, gingen unverwandt auf den Gegenstand aus: zwischen Gedanken und Sprache gab es bei ihnen keinen leeren Raum.

Die Klarheit, Anschaulichkeit und Knappheit, die Schopenhauer nicht nur für eine besondere Tugend eines Schriftstellers, sondern für dessen erste Pflicht hielt, hat jedoch bei ihm nichts von der sogenannten populären Darstellung, welche schon durch ihren Namen die Abschwächung oder sogar Verflachung tiefer und starker Gedanken bezeichnet. Selbst die Parerga hat er nicht für die sogenannten Gebildeten geschrieben, und that sich darauf etwas zu gute, daß er darin griechische und lateinische Autoren im Original anführte. „Der Gebildete mag sehen", heißt es in einem Briefe an Frauenstädt (12. April 1851), „was er davon loskriegen kann. Dessen wird genug sein. Aber nur soweit bin ich populär, das ist kondeszendent."

II.

Schopenhauer arbeitete weder des Publikums, noch des Geldes, noch des Schreibens wegen. Er arbeitete langsam und umfaßte ganze Gebiete des Wissens, bevor

Digitized by Google

er an die Ausführung der einzelnen Teile eines Werkes herantrat. Um in seinem Hauptwerke die wenigen Seiten über das Trauerspiel niederzuschreiben, hat er einen ganzen Winter auf die Lektüre griechischer Tragödien verwendet. Der kleinen Abhandlung über das Geistersehen gingen jahrelange Studien über Somnambulismus und Magie voraus: er sah sich veranlaßt, die ganze neuere und ältere Litteratur über diesen Gegenstand durchzulesen und zu verarbeiten. Er selbst sagte einmal, man sehe es seinen Abhandlungen, die ja oft nur wenige Seiten umfassen, gar nicht an, was für „ungeheure Studien" darauf verwendet wurden. Über den ersten Band seines Hauptwerkes, worin er ja nur den Hauptumriß alles dessen gezeichnet hat, was er später ausführlicher zu behandeln gedachte, schrieb er an seinen Verleger (28. März 1818): „Jene Gedankenreihe war, dem Wesentlichen nach, schon vor vier Jahren in meinem Kopfe vorhanden: aber um sie zu entwickeln und sie durch unzählige Aufsätze und Studien mir selber vollkommen deutlich zu machen, bedurfte es ganzer vier Jahre, in welchen ich mich ausschließlich damit und mit den dazu gehörigen Studien fremder Werke beschäftigt habe." Der zweite Band seines Hauptwerkes erforderte vorbereitende Studien, die vierundzwanzig Jahre ausfüllten. Seine Parerga sind langsam in sechsjähriger, täglicher Arbeit entstanden, und die Vorarbeiten dazu wurden innerhalb dreißig Jahren nach und nach angesammelt: „Aus dem Ärmel schütteln lassen Sachen wie die meinen sich nicht."

Der Grundgedanke seiner Werke, die ja alle ein einziges Werk bilden, das Werk seines Lebens, ist in ihm schon in seinem 27. Lebensjahre entstanden aus einem

Digitized by Google

überwältigenden Drange heraus, die Welt als Ganzes zu ergründen und zu erfassen. Dem Auftauchen seines Hauptgedankens ging damals ein längerer Gärungsprozeß voraus. Im Jahre 1815, gerade zur Zeit, wo diese innere Gärung stattgefunden hatte, schrieb er an Goethe: „Jedes Werk hat seinen Ursprung in einem einzigen glücklichen Einfall, und dieser gibt die Wollust der Konzeption: die Geburt aber, die Ausführung, ist, wenigstens bei mir, nicht ohne Pein: denn alsdann stehe ich vor meinem eigenen Geist wie ein unerbittlicher Richter vor einem Gefangenen, der auf der Folter liegt, und lasse ihn antworten, bis nichts mehr zu fragen übrig ist."

Das Bild von der Welt, das er auf Grund genauer Studien ausführte, gestaltete sich in ihm ebenso, wie die Bilder in einem echten und mit großer Phantasie begabten Künstler. Der eigentlichen und letzten Erkenntnis ging bei ihm gewöhnlich ein unbestimmtes und dunkles Empfinden und Ahnen voraus. Und so entstanden in ihm die einzelnen Gedanken nicht etwa auf Grund mühsam zusammengefaßter Einzelheiten und einstudierter Kenntnisse, sondern aus einem unmittelbaren Schauen. In solchen schöpferischen Augenblicken, die, wie er selber aus innerer Beobachtung wußte, sogar bei einem außergewöhnlichen Kopfe sich nur selten einstellen, kamen in ihm seine besten Gedankenbilder auf. Es waren intensive Augenblicke schöpferischer Wirkung, „erhöhte Momente der Produktion", in welchen man in einer ganz andern als in der gewöhnlichen Welt verweilt. Das ist ein unbewußter Zustand, über den, wenn er vorüber ist, die meisten schöpferischen Menschen selber zu staunen pflegen. Wenige Denker kannten den Unterschied zwischen dem überwältigenden produktiven

Digitized by Google

Triebe und dem gewöhnlichen Zustand, in welchem zwar das Denken, aber nicht die schöpferische Stimmung vorherrscht, aus eigener Erfahrung so gut wie Schopenhauer. Daher konnte er auch, wie wenige, durch die Künstlerseite seines Temperaments in den Inhalt der Kunst eindringen und das Wesen des Genies ergründen.

Digitized by Google

III.

Denken.

12.

Die Charakteranlage eines Menschen hat im letzten Grunde immer etwas Undurchdringliches. Warum nicht den Menschen ebenso erfassen wie jede andere Naturerscheinung, besonders den eigenartigen Menschen? Der Charakter des Pessimisten ist eine Naturnotwendigkeit gleich allen andern Charakteren. Es gibt eben gewisse Menschen, die in ihrem Empfinden und in ihrem Denken auf die Eindrücke des Lebens so reagieren, daß sie den vielfachen Erscheinungen des Schmerzes anders gegenüberstehen als die andern Charaktere.

Die Grundstimmung, die man die pessimistische nennt, liegt keineswegs in den Lebensverhältnissen oder äußeren Umständen. Sie hat vielmehr ihre tiefsten Wurzeln nur im Boden des angeborenen Charakters. Wenn dies nicht der Fall wäre, so hätte der Pessimismus in einer kraftstrotzenden Natur wie Schopenhauer nicht aufkommen können, — in einem Menschen, der weder mit Not noch

Digitized by Google

mit irgend welchen andern Übeln des Lebens zu kämpfen hatte. Schopenhauer selber hat einmal die Beobachtung gemacht, daß, wenn er auch wie Leibniz um das Jahr 1700 gelebt hätte, er doch kein „geleckter, optimistischer" Denker geworden wäre: „Obendrein aber ist mein Pessimismus von 1814 bis 1818 erwachsen, welches die hoffnungsreichste Zeit nach Deutschlands Befreiung war."

Die eigentliche pessimistische Anschauung ist so alt, wie das Bewußtsein der Menschen. In prägnanter Weise findet sie sich auch bei den besten griechischen Tragikern vor. Auch die eleusinischen Mysterien waren ohne Zweifel der eigenartige Ausdruck der Macht des Schmerzes im Leben, zu welchem sie ein gewisses Gegengewicht abgaben. Die tiefsten Religionsanschauungen erheben sich auf der Erkenntnis der Vergänglichkeit und Nichtigkeit des Lebens. Deshalb ging auch die innere, esoterische Seite aller großen Religionen von einer tragischen Erkenntnis aus, wenn sie auch nach außen hin sich der Lebenswirklichkeit anpassen mußten, wobei die ursprüngliche Ansicht getrübt und entstellt wurde.

Es wird immer Menschen geben, die von der Wirklichkeit nicht befriedigt werden. Nicht jeder kann sich mit der Natur und dem Leben abfinden, ohne tiefer nach den inneren Zwecken zu fragen, nach dem Sinn aller der Widersprüche und Inkongruenzen, deren das Leben ja voll ist. Gewisse Charaktere müssen an sich die Frage richten: woher und wozu das Alles? — eine Frage, die im Mittelpunkte ihres ganzen Fühlens und Denkens steht. Sie mögen sich der rüstigsten Gesundheit erfreuen, im Überfluß und Reichtum aufgewachsen sein, all das besitzen, was die Menschen unter Glanz und Pracht verstehen, aber

Digitized by Google

das, worin die andern die höchste Befriedigung im Dasein erblicken, kann gerade ihnen am wenigsten genügen. In ihrem Gesichtskreise steht das Rätsel des Zusammenhangs zwischen Leben und Tod, zwischen dem Vergänglichen und dem Ewigen. Mit der Thatsache, daß das Leben und der Tod notwendige Erscheinungen sind, geben sie sich nicht zufrieden. Sie fühlen auch den Lebensschmerz zu konkret, als daß sie eine Beruhigung in logischen und abstrakten Vorstellungen finden könnten. Der Verstand, der eine Welt abstrakter Begriffe neben der gegebenen wirklichen errichtet, kann durch seine logischen Resultate solche Naturen nicht befriedigen. Was nützt ihnen die bestehende Notwendigkeit des Elends, wenn sie in derselben keinen Sinn erblicken? Was ist dieses ganze Spiel der Natur, das mit der Zeugung beginnt und mit dem Tode aufhört? Mit der Frage nach dem, was der Tod ist, beginnt ja jedes ernste Nachdenken über das Leben.

Solche Charaktere gab es in jeder Zeit und in jedem Lande. Selbst die Renaissance in Italien kannte die pessimistische Grundstimmung fast eben so gut wie Schopenhauer oder Leopardi. Je nach dem Temperamente, je nach der innern Zusammensetzung des Charakters muß sich aber auch die pessimistische Anschauung verschieden gestalten. Die Einen *empfinden* die Lebenstragödie, ohne von dem was sie empfinden, eine klare Erkenntnis zu bekommen, die Andern, als deren eigentlicher Typus Schopenhauer dasteht, *denken* die Welt tragisch, aus der innersten Notwendigkeit ihres Charakters.

Digitized by Google

13.

Schopenhauer lebte ganz in seinem Denken. Ein leidenschaftlicher Denker in den Grundtrieben seines Charakters, ist er notwendigerweise oft einseitig. Er faßt die einzelnen Teile des Lebens in allzuscharfe Grenzen. Er tritt an die Natur mit einem Seziermesser heran und schneidet ihre Knoten durch, wo sie sich nicht von selbst lösen wollen. Dadurch, daß er die Natur als Ganzes mit dem Intellekte erfaßt, muß der Gegensatz zwischen Natur und Intellekt zu scharf hervortreten.

In seinem Naturell lagen von Anfang an zwei Grundzüge, aus welchen später das ganze Bild seiner Philosophie entstehen mußte: außergewöhnliche, einschneidende Schärfe des Intellektes und eine Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Sinne, die sich aber ruckweise und unerwartet kundgab. Deshalb denkt er nicht nur scharf, sondern auch mit einer großen Lebhaftigkeit, die in der Beweglichkeit seines Denkens wie die Kraft des Stoßes in der Schnelligkeit der sich bewegenden Kugel liegt. In einem Teile seines Geistes ist er beinahe immer aufgeregt und erhitzt. Aber in den andern Gebieten herrscht scharfe Kälte, jene spiegelnde Klarheit, in welcher das Firmament und die ganze Umgebung in scharfen Umrissen sichtbar wird. Die Luft ist hier durchsichtig und rein. — So gestaltet sich das Denken Schopenhauers zu einem eigentümlichen Phänomen, das aus Teilen zusammengesetzt ist, die auf den ersten Blick einander widersprechen: Leidenschaft und eisige Kälte, plötzlich hervorbrechende Heftigkeit und gleichmäßige Klarheit und Besonnenheit.

Ein leidenschaftlicher Intellekt — das ist der Ausdruck für die Grundeigenschaft seines Denkens. Die

Digitized by Google

Natur hat hier vereinigt und zu einem Ganzen gebildet, was sie sonst zu trennen und an verschiedene Menschen zu verteilen pflegt. Schopenhauer ist mit allen Keimen, aus denen die pessimistische Anschauung entsteht, auf die Welt gekommen. Das Leben hat sie ausgebildet und zur Reife gebracht, und so mußte sein scharfer Verstand eine Lehre begründen, die eine Ausgleichung zwischen seiner Leidenschaft und seinem Intellekte ist. Die Anschauung der Pessimisten vor Schopenhauer war anders geartet, weil sie aus einer andern Zusammensetzung des Charakters hervorging: es war ihnen nicht gegeben, ein einheitliches und klares Bild von der ganzen Natur und dem Menschen zu entwerfen, wogegen Schopenhauer die Fähigkeit hat, in den innern Aufbau der Welt einzudringen und die Tragödie des Lebens in ein intellektuelles System zusammenzufassen. Dazu gehört Kälte des Intellektes, eine unerschütterliche Energie, ein festgegründeter, gleichgewichtiger Verstand, ein unbeschränktes Zutrauen zu den eigenen Kräften. Dieser Verstand ist einheitlich, kennt kein Schwanken und keine inneren Zweifel und tritt an die Welt mit dem festen Glauben heran, daß er hinter das Geheimnis der ganzen Schöpfung dringen und die verborgensten Winkel der Natur beleuchten könne.

Schopenhauers Verstand erhebt sich auf dem Boden seiner heftigen Sinne. Klar und eindringlich wirft er sein scharfes und helles Licht auf die Begierden und Wünsche des Charakters, und beleuchtet die Niederungen zu grell. Aus dem Kampfe der Sinne mit dem Intellekte mußte in Schopenhauer eine eindringliche Erkenntnis dessen entstehen, was den Willen vom Intellekte unterscheidet. Deshalb mußte er auch mit besonderer Schärfe die trennende

Digitized by Google

philoſophiſche Linie gerade an der Grenze zwiſchen dem Willen, dem urſprünglichen Triebe einerſeits, und dem Intellekte andererſeits ziehen. Seine peſſimiſtiſche Erkenntnis kommt jedoch nicht unmittelbar von dem Schmerze. Sie iſt vielmehr aus dem Boden ſeiner ganzen Perſönlichkeit als die reifſte Frucht der prüfenden und überſchauenden Vernunft hervorgegangen. Er hat den Schmerz nur beobachtet und als bewegende Urſache alles Lebens erkannt, wie der Naturforſcher die Naturkräfte. In jeder Naturerſcheinung, von dem erſten Pflanzenkeime bis zu den höheren Organismen, ſieht er, wie der Schmerz überall ſeine zerſetzenden Wirkungen ausübt. Der Wille zum Leben, der den Intellekt als ſeinen Zuſchauer geſchaffen hat, treibt unaufhörlich ſein blindes und ſinnloſes Spiel. In dieſen triebkräftigen und aufs Geratewohl wirkenden Willen vermag der Intellekt ſelten einzugreifen. Die vollſtändige Überwindung der Triebe kann nur ſehr wenigen auserwählten Charakteren gelingen. Die blinden Naturkräfte ſchaffen ewig und raſtlos, und auch der Intellekt iſt ihrem Dienſte unterworfen. Gerade die Fähigkeit des Menſchen zu denken und zu erkennen iſt es, die den Schmerz ſteigert, indem ſie ihn auf die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ausdehnt. Wer dieſe Wahrheit nicht wahrnimmt, beweiſt dadurch, daß er entweder nicht tief empfinden kann, oder ſich über die Wirklichkeit in frivoler Weiſe hinwegtäuſcht. Das Gehirn ſolcher Menſchen gleicht einer ebenen Fläche. Weder fühlen ſie ihren eigenen Schmerz tief, noch macht auf ſie die leidende Kreatur einen anhaltenden Eindruck. Nur wer mit blaſſen Vorſtellungen und abgezogenen Begriffen operiert und die Wirklichkeit des Lebens nicht ſieht, nur der allein vermag dieſe Welt für die beſte

Digitized by Google

zu halten. In Wirklichkeit kennt die Natur nur einen einzigen Zweck: die Fortpflanzung der Arten, die Zeugung und den Tod, und bekümmert sich nicht im geringsten um das denkende und fühlende Individuum. Wer behauptet, diese Welt sei die beste und schönste, der muß auch das ganze unabwendbare Elend, den zerfleischenden und sinnlosen Kampf der Kreaturen untereinander für etwas Schönes und Gutes halten.

Vor Schopenhauers Auge stehen die unzähligen Gegensätze und Widersprüche, mit denen die Natur unermüdlich ihr Spiel treibt, herausfordernd da. Sie haben sich seinem Gehirn allzu scharf eingeprägt, als daß er sich leicht und sorglos darüber hinwegsetzen könnte. „Meine Philosophie", heißt es in einem seiner Briefe, „redet nie von Wolkenkukuksheim, sondern von dieser Welt: das heißt, sie ist immanent, nicht transcendent. Sie liest die vorliegende Welt ab wie eine Hieroglyphentafel (deren Schlüssel ich gefunden habe, im Willen) und zeigt ihren Zusammenhang durchweg."

14.

Bevor Schopenhauers Intellekt an die Außenwelt herantritt, untersucht er seinen eigenen Boden. Hätte Schopenhauer nicht die Gabe der scharfen Selbstbeobachtung, so hätte er nicht der eigenartige und tiefe Denker werden können. Sein Gehirn nahm das Bild der Welt nicht wie der Verstand eines Naturforschers auf. Aus den Tiefen seines Geistes entsprang ein eigenes, inneres Leben. Er mußte gewahr werden, daß die äußere Natur, wie er sie in ihren unmittelbaren Wirkungen beobachtete, noch keineswegs alles ist, denn in seinem eigenen Bewußtsein fand er ja noch eine andere Wirklichkeit. Da seinem Intellekte

Digitized by Google

die Gabe, scharf in die Natur einzudringen, eigen war, so mußte er sich seines starken Verstandes immerfort, selbst im Traume, bewußt werden. Wie blaß mußte ihm die Wirklichkeit der Außenwelt erscheinen im Vergleiche mit der Festigkeit und Anschaulichkeit seines eigenen Denkens. Was sind die Erscheinungen der vergänglichen Natur, verglichen mit den fest umrissenen und energischen Bildern, die in seinem Gehirn auftauchten. Wie soll er kein Zutrauen zu seinem Intellekte haben, wenn seine Gedanken vor ihn greifbar hintreten. Was er in der Welt vorgefunden hatte, war nur roher Stoff, von dem er kaum sagen konnte, wie er aussah. Sein Intellekt ist es, der in die Außenwelt ein reges Leben hineinträgt. Wo nimmt aber der Intellekt seine bildende Kraft her? Da stellten sich Schopenhauers leidenschaftliche Sinne ein: hier hat der Intellekt seine Wurzeln geschlagen, und ist gleich einer Pflanze hervorgewachsen. Der tiefe und reif gewordene Intellekt, wie er in gewissen Menschen ausnahmsweise aufkommt, steht in einem schreienden Widerspruche zu seinem Nährboden. Woher soll dieser wissen, was aus ihm hervorkeimt, was die entwickelte Persönlichkeit für Bedürfnisse hat, wenn er der natürliche Widersacher des tieferen und feineren Bewußtseins ist? Die Natur weiß nichts von allen unsern Fragen, Gedanken und Ängsten, von den drei Zeiten, von den „Vervielfältigungsgläsern Zeit und Raum", die sie dem Intellekte aufgesetzt hat. Ahnen denn die Triebe und Leidenschaften unseres Charakters etwas von den Höhen und Tiefen des Bewußtseins? Die Finsternis ist es, aus der das Licht geboren wird: das Licht hat sich aus dem undurchdringlichen Dunkel herausgerungen, ohne dieses wesentlich aufhellen zu können. —

Digitized by Google

Das ist die Grundwahrheit im ganzen Denken Schopenhauers, daß der Intellekt etwas Sekundäres, daß er nur der Hammer ist, den der Wille als Schmied führt.

Als Schopenhauer in sich selbst den Widerspruch zwischen Intellekt und Trieb wahrgenommen hatte, gab er diesem einen Namen, der nichts Willkürliches und Zufälliges hat: Wille. Das war ein lebendiger Ausdruck für etwas stark Persönliches.

15.

Schopenhauers scharfer Verstand kennt aber keine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit. Er gießt seine Gedanken in unverrückbare und fest gegründete Formen. Es kommt von einer gewissen Starrheit in seiner ganzen Anschauungsweise. Er steigt zu den Tiefen und Höhen sicher und kühn, aber immer auf allzu geraden Wegen, unter der ausschließlichen Leitung des Verstandes. Er hat zwar vieles erfahren und intensiv erlebt, aber es war doch nur ein intensives Gedankenleben. Er zersetzt jeden einzelnen Teil der Welt und baut wieder ein Ganzes auf, indem er alles auf ein einziges Prinzip, den Willen, zurückführt.

Wäre aber seinem Geiste etwas eigen gewesen, das zwischen dem Intellekt und den Sinnen ausgleichend gewirkt hätte, so hätte er kaum die große Eigenart des starken Denkers gezeigt. Das kühn aufbauende Denken, in welchem der ganze persönliche Charakter liegt, und daneben die tiefe Leidenschaft, die hier der Genauigkeit und Klarheit keinen Abbruch thut — das ist eine gar seltene Erscheinung. Schöpferische Einseitigkeit ist keine eigentliche Beschränkung. Vielleicht ist gerade ein

Digitized by Google

bestimmter Überschuß an Kraft ohne eine gewisse Einseitigkeit gar nicht möglich. Wenn Schopenhauer sich in einzelne Geistes-zustände, in die Beschaffenheit der verschiedenen Charaktere nicht hineinversetzen konnte, so kam es von seiner intellektuellen Eigenart, gemäß der er auch von keiner Psychologie etwas wissen wollte.

Die lebendige Vielseitigkeit Goethes, die ein fortwährendes Neugebären mit sich bringt, mußte einem Charakter wie dem Schopenhauers fernliegen, denn Goethe kannte keine Grenzen und keine Systeme. „Wer selbst geneigt ist, die Welt aus dem Subjekt zu erbauen", schrieb er an Schopenhauer (16. November 1815), „wird die Betrachtung nicht ablehnen, daß das Subjekt, in der Erscheinung, immer nur Individuum ist, und daher eines gewissen Anteils von Wahrheit und Irrtum bedarf, um seine Eigentümlichkeit zu erhalten." Goethes persönliche Kraft lag im Leben, nicht im Denken; dieses ist bei ihm nur ein Ausstrahlen angehäufter Wärme. In seinem Innern ging mehr vor sich, als er zum klaren Bewußtsein bringen konnte. Er vergaß oft, was er früher gedacht und ausgesprochen hatte, und das früher Gesehene und Gedachte trat ihm zuweilen sogar als etwas Fremdes entgegen. Goethe trug Eigenschaften vieler Menschen in sich, die er nicht alle auf einmal wahrnahm und zusammenfaßte. Er grenzte seine Gebiete nicht fest ab, daher kannte er auch keine einheitliche Wahrheit, sondern nur ein Leuchten ohne Ziel und Ende.

Nicht so Schopenhauer. Er dachte immer dasselbe, weil sein Verstand in sich die Welt wie einen Grundriß trug, den er nur auszuführen hatte. Sein Geist gleicht nicht dem feinbesaiteten Instrumente, auf dem das Leben

Digitized by Google

sein augenblickliches Spiel mit ungesuchter Leichtigkeit aufführt. Vielmehr schmiedet er das Erworbene und Geschaute zu einem Werke, in welchem sich ein einziges Ziel kundgibt. Aber dieses Werk ist nicht nur das eines Denkers, sondern auch das eines Künstlers. Ein solches Werk konnte nur von einem Menschen ausgehen, der von allen Anfechtungen des Geistes frei war, dessen Verstand keine Spaltungen und Zersetzungen kannte, der sein Leben lang das Bewußtsein hatte, die Wahrheit ganz und für ewige Zeiten in sich verkörpert zu haben.

Digitized by Google

Richard Wagner.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Charakterzüge.

1.

Im Charakter Wagners liegt eine ungewöhnliche Lebensenergie und Zähigkeit, eine unbezwingliche Leidenschaftlichkeit, die durch alle Perioden seines Lebens hindurchgeht. In den schwierigsten Lagen und im fortwährenden Kampfe mit der materiellen Not verlor er keinen Augenblick den Glauben an sich. In seinem 35sten Lebensjahre begann für ihn von neuem eine Epoche des ununterbrochenen Kampfes gegen die gemeine Not; es war eine Fortsetzung der schweren Jahre, die er schon früher in Paris durchgemacht hatte. „Ich schlage mich nun hier auf Tod und Leben herum und weiß nicht, wie es enden wird", schreibt er im Juli 1848 aus Dresden. Nachdem er für die Herausgabe seiner Opern an die fünftausend Thaler hatte verwenden müssen, sah er sich

Digitized by Google

gezwungen, in der schwierigen materiellen Lage Liszt anzugehen: „Können Sie das Geld schaffen, haben Sie es, oder hat es jemand, der es Ihnen zuliebe hergäbe? — — Und wissen Sie, was daraus erfolgen würde? Ich würde wieder ein Mensch werden, ein Mensch, dem die Existenz möglich geworden ist — — Lieber Liszt, mit diesem Gelde kaufen Sie mich von der Sklaverei los."

Die beinahe zehn Jahre, die Wagner mit verschiedenen Unterbrechungen in der Schweiz zugebracht hat, waren, wenn auch nicht Jahre schwerer Entbehrung, so doch einer beständigen Unsicherheit, obschon er von Liszt und anderen Freunden unterstützt wurde. Um ein paar hundert Gulden zu bekommen, beabsichtigte er, die Partitur seines Lohengrin zu versetzen. Und im Jahre 1854 gestand er: „Keines meiner letzten Lebensjahre ist an mir vorübergegangen, ohne daß ich nicht einmal darin am äußersten Rande des Entschlusses gestanden hätte, meinem Leben ein Ende zu machen." An die gemeine Not sich erinnernd, die er bereits früher, während seines ersten Aufenthaltes in Paris, erfahren hatte, schrieb er aus Paris an Liszt (5. Juni 1849): „Mir wird es nämlich zu Mute, wie damals, als ich vor zehn Jahren hierher kam, und sich oft Spitzbubengedanken meiner bemächtigten, wenn ich die heißen Tage aufsteigen sah, die mir in den leeren Magen scheinen sollten. Ach, was diese gemeinste Sorge den Menschen entehrt." Und während der schweren Kämpfe um das tägliche Brod konnte er doch noch schöpferisch thätig sein: wie er damals in Paris unter den drückendsten Sorgen den „Fliegenden Holländer" vollendet hatte, so konnte er später an „Tristan und Isolde" arbeiten, während er sich genötigt sah, die letzten wertvollen Sachen, die er

Digitized by Google

besaß, zu verpfänden. „Mein Geld war gänzlich zu Ende gegangen", schreibt er im Januar 1859 an Liszt; „ich hatte bereits meine Uhr, die Dose des Großherzogs und die Bonbonnière der Fürstin (meine einzigen Pretiosen) versetzt." Und noch im Jahre 1862 berichtet er an Roeckel: „Ich weiß rein nicht, wo einen Thaler herbekommen, wenn ich nächsten Winter nicht mit etwas Neuem „für die Theater" flott werde."

Er wußte, daß er ohne die Unterstützung weniger Freunde gar nicht hätte existieren können, und nahm zu denselben auch in höchst ungezwungener Weise seine Zuflucht. „Ich lebe in vollem Kommunismus", schreibt er im April 1851 an Ferdinand Heine, „d. h. aber nur mit denen, die mich vollkommen kennen und mir herzlich zugethan sind. Von niemand sonst würde ich einen Groschen annehmen."

Aber derselbe Mensch, der so lange mit der Lebensnot kämpfen mußte und oft in die tiefste Verzweiflung verfiel, konnte später die ihm angeborene Neigung zur künstlerischen Pracht nicht überwinden und einem gewissen Luxus nicht entsagen. Ebenso wie die Stimmungen in seinem Innern wechselten, und bald die tiefste Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit, bald wieder Milde sein Empfinden beherrschte, ebenso ging er auch in seinem äußeren Leben von einem Extrem zum andern über. In den Zeiten der Not drang alles bei ihm ins Innere und brachte hier schöpferische Wirkungen hervor: dann lebte er vorwiegend in seiner Phantasie, in einer Welt von Tönen und von innerer Malerei. War aber die Not vorüber, erblickte er von der Ferne einen milden Strahl, der ihm im wirklichen Leben zulächelte, so wachte er auf einmal wieder auf und

Digitized by Google

hatte seine Freude an den Farben und Tönen der Außenwelt. Wie er eine Welt voll Pracht in sich entstehen lassen konnte, so fühlte er in sich in naiver Weise auch die Berechtigung, diese Welt, die er früher innerlich erlebt hatte, jetzt wieder in der Wirklichkeit zu erleben. Zwischen Phantasie und Wirklichkeit kennt ein solches Naturell keine festen Grenzen. Daher findet es sich auch in alle möglichen Lagen hinein: gestern äußerste Not, und morgen, wenn es das Geschick will, Pracht und Herrlichkeit; gestern auf die Unterstützung der Freunde angewiesen, die doch immer etwas Peinliches an sich hat, und morgen fühlt er sich einem Könige gleich, und nimmt dessen Freundschaft als etwas Selbstverständliches an. „Ich bin anders organisiert", sagt er einmal, „habe reizbare Nerven, Schönheit, Glanz und Licht muß ich haben! Die Welt ist mir schuldig, was ich brauche! Ich kann nicht leben auf einer elenden Organistenstelle wie Ihr Meister Bach! Ist es denn eine unerhörte Forderung, wenn ich meine, das bischen Luxus, das ich leiden mag, komme mir zu? Ich, der ich der Welt und Tausenden Genuß bereite."

Das Leben muß für ihn künstlerische Formen erhalten, seine Nerven werden von den Erscheinungen der Außenwelt erregt; die innere, zuweilen düstere Tiefe verlangt oft nach einem Gegengewichte, nach Sonnenschein und milder Wärme. Und die Befriedigung seines Verlangens nach etwas Pracht und Glanz war bei ihm in weit höherem Maße die Freude am Schönen als das Streben nach Macht. Denn die Kunst stand ihm immer höher als sein persönliches Wohlergehen. In den schlimmsten Tagen der Entbehrung schrieb er an Liszt (18. Juni 1849): „Nur Eins habe ich vor mir, und Eines kann und will ich immer froh und

Digitized by Google

freudig thun: arbeiten; d. h. für mich: Opern schreiben. Zu allem übrigen bin ich untauglich: eine Rolle spielen, eine Stelle einnehmen — kann ich nie, und ich würde diejenigen betrügen, denen ich versprechen wollte, mich einer andern Thätigkeit hinzugeben." Und etwa drei Jahre darauf schrieb er an Roeckel: „Könnte ich eitel und stolz sein, wie glücklich dürfte ich mich jetzt fühlen! Mein Ruhm ist im steten Wachsen begriffen: ich werde als eine unerhörte, noch ganz unklassificierbare Erscheinung betrachtet; Broschüren und Journalartikel werden über mich geschrieben massenweise; Unverständnis und Bewunderung erhitzen sich gegenseitig über mich — und wie unsäglich gleichgültig läßt mich das Alles!"

Trotz aller Anfechtungen bewahrte er sich sein Leben lang vor Kompromissen: nichts konnte ihm so nahe treten, daß er dadurch sich selbst und den Bestrebungen seiner Kunst hätte untreu werden können, da seine künstlerischen Ideale nicht von irgend einem ihn beherrschenden abstrakten Gedanken kamen, sondern tief in seinem ganzen Charakter wurzelten: „Nur aus einer tiefen Überzeugung, die mein ganzes geistiges Wesen ausmacht," heißt es in einem seiner Briefe (9. Juli 1849), „kann ich Begeisterung und Mut für meine Kunst schöpfen, denn nur aus dieser Überzeugung kann ich sie lieben: müßte ich mich in dieser Überzeugung von meinen Freunden trennen, nun, — so würde ich auch der Kunst Abschied sagen, und — vielleicht Bauer werden."

2.

Wagners Leidenschaft ist der Quell alles dessen, was er erlebt und geschaffen hat. Der Überschuß seiner Kräfte

Digitized by Google

verlangte nach einem entsprechenden Ausdruck. „Was sind wir für Menschen!", schreibt er einmal an Liszt (16. Aug. 1850). „Nur durch die vollste Verzehrung unseres ganzen Wesens werden wir glücklich: glücklich sein — heißt bei uns so viel als: nichts mehr von sich wissen!"

Nur in den intensiven Augenblicken, in welchen er schöpferisch thätig war, lebte er mit sich in Frieden, denn seine innere Erregung nahm dann äußere Gestalt an. Er selber schreibt einmal (26. Jan. 1854) an Roeckel: „Wenn ich den leidenvollen Zustand, in dem ich jetzt normal bin, empfinde, kann ich nicht anders, als meine Nerven für ruiniert halten; wunderbarer Weise thun mir aber diese Nerven — wenn es gilt, und mir schöne entsprechende Anregungen kommen — die wundervollsten Dienste; ich bin dann von einer Hellsichtigkeit, von einer Wohlempfindung des Erfahrens und Produzierens, wie ich früher es nie gekannt hatte. Soll ich nun sagen, meine Nerven sind ruiniert? Ich kanns nicht. Ich sehe nur, daß der meiner Natur — wie sie sich nun einmal entwickelt hat — normale Zustand die Exaltation ist, während die gemeine Ruhe ihr anormaler Zustand ist. In der That fühle ich mich nur wohl, wenn ich „außer mir" bin: dann bin ich ganz bei mir. — Wenn Goethe anders war, so beneide ich ihn drum nicht." — Sein Innenleben ist der Gegensatz zu allem Nüchternen, gegen welches er in der Kunst sowohl, als auch bei den Menschen, die ihm begegnen, die tiefste Abneigung hat. „Mein Ekel vor der Pariser Kunstwelt, und das Widerwärtige des Zwanges, den ich mir selbst jetzt anthat", schreibt er über seinen kurzen Aufenthalt in Paris i. J. 1850, „war so groß und wirkte auf mich so heftig, daß ich in eine zehrende, nervöse Krankheit verfiel,

Digitized by Google

aus der ich mich durch einen Gewaltstreich zu befreien suchte, indem ich in voller Verzweiflung mich entschloß, allem mir nur irgend Befreundeten den Rücken zu wenden und in das Wildfremde hinauszuziehen."

In seinem Temperamente lag eine lodernde Glut, die seinen ganzen Geist durchdrang und von ihm nur Eines verlangte: schöpferische Äußerung, rein menschliche Erfassung der Natur und des Lebens. „Ich bin nur Künstler", schreibt er an Roeckel (23. Aug. 1856), „und das ist mein Segen und mein Fluch; sonst möchte ich gern Heiliger sein und das Leben auf die einfachste Weise für mich abgethan wissen; so renne und jage ich Thor aber, um mir Ruhe zu verschaffen . . . . Dies zu erreichen ist so schwer, daß ich mich in meinem ewigen Jagen nach Ruhe oft herzlich belachen muß."

Es wogt eine unaufhörliche Ebbe und Flut von Stimmungen in seinem Innern. Die glühende Sehnsucht ist es, die ihn bald von der Natur entfernt, und bald wieder ihr nahe bringt.

Es quillt ein beständig sich erneuerndes Leben in ihm. Der eigenartig und tief veranlagte Intellekt empfängt seine Eindrücke und Bilder von der sehnsuchtsvoll in die Natur eindringenden Stimmung: seine schöpferische Phantasie enthält all das, was er innerlich erlebt hat. Er nimmt in sich die Natur anders auf, als der Mensch, der die Welt nur mit dem Verstande sieht.

Ein solches Naturell bewegt sich ganz in Gegensätzen. Er selber schreibt einmal an Liszt (4. März 1853): „Ich kann nur in den Extremen leben — größte Aktivität und Aufregung und — vollkommenste Ruhe." Und etwa 11 Jahre darauf schreibt er an Frau Wille: „Denken

Digitized by Google

Sie sich, wie es mir geht: in mir kämpft vollständiger Lebensüberdruß mit dem bewußten Vorsatze, nun erst mein Leben recht anzuwenden." Aus den erlebten Gegensätzen schöpft er die Fähigkeit des tieferen Schaffens: er kennt die ganze Skala des Empfindens von tiefstem Schmerze und äußerster Verzweiflung bis zum intensivsten Genusse des überschauenden und plastisch nach außen tretenden Geistes. Und trotz des äußersten Reichtums an Stimmungen bleibt der Kern seiner Persönlichkeit doch immer fest und ungebrochen. Daher auch seine große Lebensenergie, die fortwährend nach Bethätigung verlangt: er hat die Fähigkeit der inneren Wiedergeburt, der intensiven Anspannung aller seiner Geisteskräfte; immer ist es seine Persönlichkeit, die mit ihren eigenen Gegensätzen kämpft und sie zu etwas Höherem verschmelzen will. Seine tiefste Verzweiflung von gestern macht heute einem starken Lebensmute Platz: er erwacht wieder zum Leben und erblickt darin einen Sinn und einen Zweck. Schon aus Dresden schreibt er (14. Jan. 1849): „Ich lebe in sehr gedemütigter Lage ziemlich hoffnungslos dahin. Vom guten Willen gewisser Menschen hänge ich ab. Jeden Gedanken an Lebensgenuß habe ich fahren lassen; indessen — zu Ihrem Troste sei dies gesagt! — ich lebe doch und denke mich so leicht von niemand unterbringen zu lassen." Über die Mischung von Lebensmut und melancholischen Anwandlungen in Wagner's Charakter berichtet einmal der junge Hans von Bülow (11. März 1851): „Wagner selbst ist recht melancholisch und es geht ihm äußerlich schlecht. Doch hat er immer noch Falstaff's Grundsatz: hole der Teufel Kummer und Sorgen; sie blähen Einen auf und machen vor der Zeit dick."

In seinem auf die Spitze getriebenen sensitiven Leben

Digitized by Google

wurzeln aber auch seine heftigen Affekte. „Während mein Körper", schreibt er (12. Sept. 1852), „den Anschein ziemlicher Rüstigkeit zeigt, befindet sich mein Nervensystem doch in einem bedenklichen Zustande von zunehmender Angegriffenheit — einer notwendigen Folge des rückhaltslosen Gewährenlassens meines leidenschaftlichen und hastigen Empfindungswesens, das mich nun einmal gerade zum künstlerischen Menschen in dem Maße gemacht hat, wie ich es bin." — Aber gerade durch das Sensitive seines Temperaments bekommt er auch die Fähigkeit, in die eigenen Tiefen zu blicken und in den dunklen Boden des Empfindens einzudringen. Die Kräfte der Natur erhalten für ihn ein dramatisches Leben, denn er sieht sie durch sein eigenes Seelendrama hindurch. Er ist durch seine Sinne und seine Nerven aufs Innigste mit der Natur verwachsen, und doch steht er mit seinem tief erfassenden Geiste über derselben und überschaut auch alle Regungen seines Innern. Er empfindet tief, heftig, sinnlich. Aber er erkennt auch ebenso tief und mit derselben ihm eigenen Energie. Alle Abstufungen des Empfindens bis zur tiefsten Zärtlichkeit und bis zum ergreifenden Mitleid sind ihm als etwas Erlebtes bekannt. Der Drang nach Bethätigung, der Wunsch, das, was er für wahr und richtig hält, auch im Leben durchzusetzen, behauptet sich in ihm zu mächtig, als daß er die innere Ruhe und beschauliche Sammlung mehr als nur in einzelnen Augenblicken empfinden könnte. In jeder gegebenen Lage muß er sich in irgend einem Widerspruche zu seiner Umgebung und zur Wirklichkeit fühlen. Die Tragödie seines ganzen Lebens besteht gerade darin, daß er nicht eher zur Ruhe kommen kann, als bis er die Bilder, die er in sich trägt, nicht nur in Kunstwerken, sondern auch im Leben ver-

Digitized by Google

wirklicht sieht. Als eine elementare Kraft, die nur ihren eigenen Trieben gehorcht, muß sein Charakter notwendig Hindernissen auf der selbständig gebrochenen Bahn begegnen, und wenn er auch endlich am Ziele zu sein glaubt, so muß er doch gewahr werden, daß dieses nur ein geringer Teil dessen ist, was ihm früher vorgeschwebt hatte.

Nach einem Leben voll Not und Arbeit konnte er endlich zu einer gewissen Ruhe gelangen. War aber das, was er begründete, wirklich das Ziel, wonach er sein Leben lang hartnäckig gerungen und gestrebt hatte? Hat er nicht gewahr werden müssen, daß die Bilder seines Gehirns in einem notwendigen Widerspruche zu der harten und unveränderlichen Wirklichkeit standen?

3.

Die Ziele, die Wagner sein langes Leben hindurch verfolgte, erschienen ihm aber als durchaus erreichbar. Ein solches Naturell glaubt mit einer unerschütterlichen Zuversicht an die eigenen Kräfte. Das starke Selbstbewußtsein ist bei ihm innig mit der großen Lebensenergie verbunden. Es wohnt in ihm der starke Drang, das wirkliche Leben mit den Gebilden seines Gehirns vollständig in Einklang zu bringen. In einem Briefe an Roeckel ruft er aus: „Ja, wo das Leben aufhört, da fängt die Kunst an: wir geraten von Jugend auf in die Kunst, ohne zu wissen wie, und erst wenn wir die Kunst bis an ihr Ende durchdringen, gewahren wir zu unserem Jammer, daß uns eben das Leben fehlt.“

Schon i. J. 1840, zur Zeit, wo er in Paris, von allen Mitteln entblößt, sein Leben durch Arbeiten, die unter

Digitized by Google

seiner Würde standen, fristen mußte, kam in ihm der schöpferische Drang nach einer ganz neuen Welt der Kunst auf. Die Anregungen zu seinen Musikdramen schöpfte er aus den tieferen Quellen der Urzustände der Menschen, in die er sich ganz eigenartig versenkte. Hier sah er wenigstens das starke Empfinden, das innige Zusammenleben mit der Natur, die urwüchsige Kraft, die sich ohne Berechnung äußert, die ganze Unmittelbarkeit der menschlichen Kämpfe, Neigungen und Affekte. Hier konnte er das rein Menschliche, wonach seine Kunst rang, unverhüllter darstellen, als an einem Stoffe der Geschichte oder der umgebenden Wirklichkeit. Gewissen Seiten seines Temperamentes mußte die Welt der nordischen Mythen mehr zusagen als alle politischen und kulturellen Epochen des geschichtlichen Lebens. Die ihn bewegenden neuen Ideen verlangten auch nach einem wahlverwandten Stoffe.

Als er aus Paris nach Dresden kam, hatte er bereits den Fliegenden Holländer vollendet und die Umrisse zu Tannhäuser und Lohengrin erfaßt. Als Kapellmeister der Dresdener Oper beklagte er sich schon über die ihn umgebenden Kunstzustände und fühlte den ganzen Widerspruch zwischen dem, was in ihm inzwischen reif geworden war und dem, was ihm auch in der deutschen Kunst entgegentrat: seine Opern sah er sich genötigt auf eigene Kosten erscheinen zu lassen, und, um die Ausgaben zu decken, sich in Schulden zu stürzen. Sein leidenschaftlicher und selbständiger Charakter mußte sich bald in einen Konflikt mit seiner Umgebung und seinem Amte verwickeln. Hier brach zuerst jene innere Unzufriedenheit hervor, die Wagner veranlassen sollte, sich nach der Schweiz zu flüchten, um dort einen neuen Abschnitt seines Lebens zu beginnen.

Digitized by Google

Kurz bevor die Märzrevolution in Dresden ausgebrochen war, schrieb er an Liszt: „Gerade jetzt in derselben Woche, in der Sie meinen Tannhäuser in Weimar aufführten, erlitt ich von meinem hiesigen Intendanten so niederträchtige Beleidigungen, daß ich mehrere Tage mit mir kämpfte, ob ich es länger ertragen sollte, um des Bissens Brotes willen, den mir mein Dienstverhältnis zu essen gibt, mich länger der nichtswürdigsten Behandlung auszusetzen, und nicht lieber alle Kunst fahren zu lassen, mein Brot mit Tagelohn zu verdienen, um nur nicht länger dem Despotismus der boshaften Ignoranz ausgesetzt zu sein."

Die tiefe innere Unzufriedenheit mit den Kunstzuständen, die er um sich beobachtete, war es, die Wagner veranlaßte, an der Revolution teilzunehmen. Er fühlte, daß er dabei wenigstens nichts zu verlieren hatte. Eine solche Natur fragt in einem gewissen Augenblicke gar nicht nach den späteren Folgen, und verleiht der in ihr angewachsenen Unzufriedenheit rückhaltslosen Ausdruck. Was Wagner in die Märzrevolution verwickelt hat, war nicht etwa irgend eine bestimmte politische Ansicht, sondern die heftige Aufwallung des künstlerischen Naturells. Schon einige Monate, nachdem er sich auf Veranlassung seiner Freunde mit einem fremden Passe über die Schweiz nach Paris geflüchtet hatte, schrieb er an Liszt: „Du kennst den bittern Quell der Unzufriedenheit, der mir aus der Ausübung meiner geliebten Kunst entsprang, den ich mit Leidenschaftlichkeit nährte, und endlich auf jedes Gebiet überströmen ließ, dessen Zusammenhang mit dem Boden meines tiefen Mißmuts ich entdecken mußte. Aus ihm entwickelte sich der heftige Drang, der sich darin ausdrückt: es muß anders werden, so darf es nicht bleiben."

Digitized by Google

4.

Neben der großen Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit lebten in Wagners Naturell eine Heftigkeit, Rücksichtslosigkeit und ein gewisser Fatalismus, der keine Zweifel und keine Fragen zuläßt. Bald fühlt er sich von den Menschen angezogen, bald wieder von ihnen abgestoßen. Er brauchte die Menschen, weil er durch seinen ganzen Charakter auf die Anregungen der Außenwelt angewiesen war, und doch fand er in den Menschen nicht das, was er suchte. Sein Innenleben verlangte in gewissen Augenblicken nach Einsamkeit. „Keine Kur der Welt", schrieb er im Sommer 1852 aus Meiringen an Uhlig, „vermag da etwas, wo nur Eines helfen würde, nämlich, wenn ich ein Anderer wäre als der ich bin. Der eigentliche Grund meines Leidens liegt in der außerordentlichen Stellung zur Welt und zu meiner Umgebung, die mir nun einmal keine Freude mehr machen können: Alles ist für mich Marter und Pein — Ungenügenheit. Was haben mich wieder auf dieser Reise, in der wunderbaren Natur die Kanaillen von Menschen geärgert: immer muß ich mich mit Ekel von ihnen zurückziehen, und doch sehne ich mich so nach Menschen!"

Er verstand aber auch in Gesellschaft zu verkehren, heiter und liebenswürdig zu sein. Im persönlichen Umgange machte er auf gebildete Männer und Frauen großen Eindruck. Schon zu Anfang seines Aufenthaltes in der Schweiz brachten die Züricher an die neuntausend Franken für das ihm nötige Orchester durch Garanten auf. Und später räumte ihm der in Zürich lebende Kaufherr Wesendonk eine komfortable Wohnung im Gartenhause seiner eigenen

Digitized by Google

Villa ein. Durch die ihm angeborene Natürlichkeit konnte Wagner mit den Menschen ohne jede Hülle und Maske umgehen. Seiner Natürlichkeit mischte sich auch oft eine gewisse freie Derbheit bei. Derbheit und Sensibilität — auch hier zeigte sich sein in Extremen sich bewegender Charakter. Hinter beiden aber verbarg sich immer sein leidenschaftliches Empfinden und das Verlangen, sein mächtiges Innenleben abzuleiten, sich selbst zu vergessen. Er sehnte sich nach Mitgefühl. Und wie wenige fand er, die seinen komplizierten Charakter ganz verstehen konnten. „Was Unsereiner im Umgang mit heterogenen, gänzlich uns fremden Menschen sich aufopfert", schreibt er (Juli 1856), „welche Leiden und Martern uns hieraus erwachsen, das kann gar kein anderer auch nur annähernd empfinden; diese Qualen sind um so größer, als sie eben von niemand sonst begriffen werden, und weil die uns abgelegensten Menschen wirklich glauben, wir wären eigentlich doch nur ihresgleichen; denn sie verstehen eben gerade nur so viel von uns, als wir wirklich mit ihnen gemein haben, begreifen aber nicht, wie wenig, wie fast gar nichts dies von uns ist!"

So wurde Wagner von einem Gegensatze zum anderen getrieben: bald Heftigkeit, überwältigender Wunsch, Sehnsucht nach Liebe und nach einer Welt, die er mit den Gebilden seiner eigenen Phantasie bevölkerte, bald wieder Mitleid mit den Menschen und mit allen Kreaturen. Für die mißhandelten Tiere empfand er von jeher, noch bevor die Philosophie Schopenhauers ihm seine eigene Künstlernatur tiefer zum Bewußtsein gebracht hatte, ein tiefgefühltes Mitleiden.

Die Freundschaft war ihm ein besonderes Gefühl, das auf dem Boden seines Inneren eigenartig gewachsen ist.

Digitized by Google

Ein ungezwungener biederer Umgangston und ein Zug großer Aufrichtigkeit herrschte zwischen ihm und denjenigen, die ihm ergeben waren. Er nahm seine Freunde in Anspruch, weil er von der Freundschaft nichts anderes verlangte, als was er selber in sie hineintrug. Konnte er doch noch selbst zur Zeit, da er auf die Unterstützung seiner Freunde angewiesen war, ohne jede Berechnung Bedürftigen zu Hilfe kommen. „Nur noch Eines zur Aufklärung", schreibt er an Liszt (9. Juli 1849). „Auf der Reise durch die Schweiz und bei meiner Ankunft in Paris traf ich auf einige sächsische Flüchtlinge in einer Lage, die mich vermochte, in Deinem Namen ihnen zu helfen. Ich werde in keine Versuchung wieder geraten." Auch die Familie seiner ersten Frau unterstützte er zur Zeit, da er selber auf die Unterstützung anderer angewiesen war.

Zu seiner ersten Frau Wilhelmine hielt er, bevor die Verhältnisse sie auseinandergebracht hatten, wenn nicht mit Leidenschaft, so doch mit Anhänglichkeit und Fürsorge. „O liebster Freund!", schrieb er an Liszt (Juli 1849). „Sieh, ich hänge an keiner Heimat, aber ich hänge an dieser armen, guten, treuen Frau, der ich fast noch nichts wie Kummer bereitet habe, die ernst sorgend und ohne Exaltation ist, und die doch an mich ungezogenen Teufel sich ewig gefesselt fühlt. Gieb sie mir! Dann gibst Du mir Alles, was Du mir je wünschen möchtest." Und ein andermal: „Ja, so bin ich, — ich kann betteln — ich könnte stehlen, um jetzt meine Frau — wenn auch nur auf kurze Zeit — heiter zu machen." Überwältigte ihn eine zarte Empfindung, so ging er in ihr vollständig auf, ja er konnte bis zu Thränen gerührt werden: „Gott, welche Mühe gebe ich mir immer, nicht

Digitized by Google

zu weinen! Meine arme Frau!“ — schreibt er an Liszt (18. Juni 1849). Er dankt seinem Freunde für die Aufführung des Tannhäuser in Weimar und für alles, was jener für ihn gethan hat. „Es kommt alles aus vollstem Herzen“, schreibt er, „und Thränen habe ich dabei auch im Auge.“

Das ist das Rätsel eines solchen Menschen: Selbsterhaltung und Hingebung, bald abwechselnd, bald ineinandergreifend. Der Kern eines solchen Naturells ist jedoch ein tiefer Ernst, das Unvermögen, das Leben leicht hinzunehmen, ohne es in sich zu verarbeiten. Über seine Beziehungen zu Frau von Bülow bemerkt er i. J. 1864: „Wäre ich gemacht, über die Oberfläche hin mir mein Teil Annehmlichkeit von den Dingen und Verhältnissen zu versichern! Das bin ich nun nicht; ich bin so thöricht, Alles so ernst zu nehmen.“ An einzelnen Erscheinungen bleibt ein solcher Charakter nicht haften. Trotz der kämpfenden Gegensätze, trotz der anscheinenden Irrungen und Widersprüche hat doch seine ganze Persönlichkeit einen leitenden Grundtrieb, der in einem unmittelbaren Empfinden der ganzen Lebenstragödie liegt. Er lebt von innen heraus und muß daher an die Menschen oft mit den Forderungen seines eigenen Innern herantreten. Er sucht nach wahlverwandten Naturen und findet sie so selten, daß er sich im Grunde immer einsam fühlt und auf sich selbst angewiesen sieht.

5.

Wagners Freundschaft mit Liszt war auf einem festen und fruchtbaren Boden gepflanzt, obschon Liszt anfangs in die ganze Persönlichkeit seines Freundes nicht einzudringen ver-

Digitized by Google

mochte. Liszt billigte die künstlerischen Absichten und das Neue in Wagners Musik, aber dessen Naturell vollständig zu erfassen, dazu war er nicht geeignet, da er ein ganz anderes Temperament hatte und in seiner Lebensbetrachtung von ganz anderen Voraussetzungen ausging. Wagner hat es auch hie und da fühlen müssen, trotz der herzlichen Bande, die sich zwischen ihnen immer fester bis zur Unauflöslichkeit knüpften. Anfangs mußte er sogar empfinden, wie wenig Liszt trotz alles Anteils an seinen Werken ihm in seinem Denken und seinen Bestrebungen folgen konnte. „Lieber Liszt", schrieb er (14. Oktober 1849), „lassen wir die Krämer aus, — ein für allemal, sie sind Menschen, lieben auch die Kunst, — aber nur soweit, als das Geschäft es zuläßt." Und an Uhlig schrieb er i. J. 1851: „Durch Liszts Freundschaft bin ich wieder in eine Welt der Halbheit hineingezogen worden, in der ich jetzt deutlich beginne mich sehr schmerzhaft berührt zu fühlen." Aber in seinem Kampfe mit der Not stand ihm Liszt immer in der vornehmsten Weise bei und schätzte ihn auch als Menschen sehr hoch.

Ein komplizirteres Verhältnis war die Freundschaft zwischen Wagner und dem König Ludwig II. Im Temperamente des jungen Königs lag ohne Zweifel ein künstlerischer Drang, der ihn oft veranlaßte, aus seiner Stellung und seiner Umgebung herauszutreten. Bei der Berufung Wagners ließ er sich ja durch nichts anderes leiten als durch eine unwiderstehliche Neigung, die ihn beim Anhören und Lesen der Wagnerschen Kunstwerke ergriffen hatte. Die unerwartet angebotene Freundschaft des Königs zu einer Zeit, wo Wagners Lebenslage sehr bedrängt war, änderte diese mit einem Schlage: noch nie, trotz aller früheren Lebens-

Digitized by Google

kämpfe, fühlte sich Wagner so sehr am Rande der Not angelangt, wie in jener Zeit, da er in den Großstädten und dann wieder einige Wochen in der Schweiz umherirrte, ohne zu wissen, was der folgende Tag bringen würde.

Jetzt lebte Wagner wieder auf. Die Pläne und Gedanken, die ihn beherrschten, konnten endlich greifbare Formen annehmen. Das Dramatische seines Charakters, das sich sonst in Sehnsucht und Unzufriedenheit aussprach, fand jetzt entsprechende Anregungen. Schrieb er ja schon i. J. 1849 an Liszt: „Das rein Innerliche wirkt aber nicht eher, als bis es durch ein Verwandtes und doch Unterschiedenes von außen her erregt wird. Die musikalische schöpferische Kraft bedarf dieser Anregung wahrlich nicht minder als jede andere künstlerische große Kraft."

In der ersten Blütezeit seiner Freundschaft mit dem König Ludwig ging er an die Ausführung verschiedener praktischer Pläne, die alle auf eine tiefgreifende Umgestaltung der Kunstzustände gerichtet waren. Schon damals entwarf er den Plan zu einem Festspielhaus, der aber erst zwölf Jahre später ausgeführt werden konnte.

In der großen Lebensenergie und im praktischen Zuge seines Naturells lag seine Stärke, aber zugleich auch die Gefahr einer großen Enttäuschung: begnügte er sich doch nicht mit der Komposition selbständiger und ganz eigenartiger Kunstwerke, sondern er verlangte auch nach einer ganz neuen Bühne, nach anders geschulten Schauspielern und, was das Wichtigste ist, nach einer ganz neuen Kulturauffassung, die er ins Leben rufen wollte. Der Drang nach Bethätigung und Handlung war ihm ebenso eigen, wie dem Siegfried in seiner Tetralogie, und wie die tragische Seite im Charakter Siegfrieds in

Digitized by Google

diesem Bethätigungsdrange lag, ebenso gelangte auch das Kunstideal Wagners zu einer tragischen Beschränkung durch die Unmöglichkeit, solche ideale Pläne im Leben ganz zu verwirklichen.

6.

Bayreuth und die Festspiele, auf die Wagner so viele Zeit, Arbeit und innere Anstrengung verwendet hatte, konnte nicht der Mittelpunkt einer neuen Kultur werden: von da ist keine tiefe und weitgreifende, umschaffende und erhebende Begeisterung ausgegangen. Die Festspiele ziehen nicht begeisterte Menschen an, die mit geläuterten Gedanken über den Sinn des Lebens nach Hause zurückkehren. Bayreuth, das Wagner selber als ein Tempel geweihter Kunst vorschwebte, ist kein Kunstheiligtum geworden, sondern nur eine Stätte, wo Wagners Musikdramen mustergültig aufgeführt werden. Die That steht da, aber sie deckt sich nicht mit dem ursprünglichen Ideenbilde. Das ist eben das Schicksal aller solcher Charaktere, die vom Leben das verlangen, was es niemals gewähren kann, die keine Beschaulichkeit und Ruhe kennen, und die in ihrer Wirksamkeit immer auf die konkreten Zustände angewiesen sind.

Die Kunstideale Wagners erforderten, um auch nur annähernd ausgeführt zu werden, schon einen sehr komplizirten Apparat organischer und mechanischer Kräfte, und setzten eine Gemeinsamkeit geistiger Interessen voraus, wie sie im Leben nur selten zu finden ist. Die Welt, die er geschaffen hat, konnte sich nicht mit Hilfe ihrer eigenen Kräfte um ihre Achse drehen, sondern brauchte wie die in

Digitized by Google

der Mythologie dargestellte Erde einen Atlas, der sie auf den Schultern trug. Sie war zu wenig unabhängig.

Und darin besteht eben der Unterschied zwischen einem dramatischen Charakter wie Wagner und einem Charakter wie Beethoven. Dieser schuf alles aus sich: seine Welt ist abgeschlossen, verlangt nichts von den andern und bewegt sich, hie und da in ihrem Gange von inneren Stürmen unterbrochen, in ihrer tiefen Einsamkeit. Jener gedachte verschiedene Welten zu einem einzigen harmonischen Zusammenklang zu stimmen; er ging von der Erde aus, die er nie verlassen konnte, und baute eine eigene, über die Erde weit hinausragende Welt auf dem Boden des kleinen Planeten, ohne gewahr zu werden, daß dieser Boden die idealen Massen, die er hier zusammenhäufte, kaum ertragen konnte. Beethovens Werke sind der starke, unmittelbare Ausdruck innerer Erlebnisse, unabhängig von der Welt des Stoffes: er brauchte die Außenwelt nicht, da sie ihm nichts geben konnte, was er nicht in seinem eigenen Innern bereits von Anfang an getragen hätte. Wagner hingegen brauchte die Außenwelt, da sein Charakter mit ihr verknüpft und verwachsen war. Daher konnte er aber auch den Versuch wagen, beide Welten zu vereinigen. Er ist von der Voraussetzung ausgegangen: wir seien jetzt in den Stand gesetzt, die Tiefe des Geistes mit den Forderungen der Erde zu verschmelzen. Und darin spricht sich der tragische Zug in Wagners Charakter aus.

Digitized by Google

II.

Persönlichkeit.

7.

Daß Wagner eben kein Musiker im hergebrachten Sinne des Wortes war, daß er noch andere Grundkräfte des Geistes in sich trug, daß er die Welt, die sich seinem innern Auge darbot, nicht allein in wohlklingende Töne, sondern auch in kompliziertere, tiefere, helldunklere Gebilde verwandelte, wobei er sich noch mit dem Leben auch denkend auseinandersetzen mußte — darin spricht sich der Umfang seiner Persönlichkeit aus. In ihm haben sich die Kunst, die tiefere Reflexion, der suchende und prüfende Geist vereinigt und stehen als Naturthatsache da. Die Wagnersche Musik ist deshalb mehr und weniger als Musik. Die Natur selber ist es, die in der persönlichen Erscheinung des denkenden Künstlers ihre, durch Jahrhunderte hindurch getrennten Künste theilweise wieder versöhnen und ineinander weben wollte.

Hat die Musik bis auf Wagner sich als Kind einer einzigen Muse behauptet, so tritt bei Wagner die Frage gebieterisch hervor, ob nicht alle Musen sich zu einem

Digitized by Google

einzigen Vater, zu ihrem gemeinsamen Schöpfer, bekennen sollen.

Der Boden jedes Künstlers, der eigentliche Trieb, der seine Phantasie und sein Denken leitet, ist immer das angeborene Temperament, aus dem er wie der Stamm aus der Wurzel hervorwächst.

In Wagners Naturell lag es begründet, daß er in der Musik nicht nur eine für Augenblicke wohlthuende Wirkung, sondern eine tiefer gehende Macht erblickte — die Macht, das Leben als Ganzes zu erfassen und dadurch den Menschen auf seinen Ursprung und auf sein Ende hinzuleiten. Die Einheit des Lebens und der Kunst — das war der Gedanke, der Wagner sein ganzes Leben hindurch beherrschte. Soll die Kunst nur für Augenblicke die Misere des Daseins vergessen lassen, oder aber soll sie auch auf den Menschen so wirken, daß sie ihm weitere und tiefere Aussichten auf den Sinn des Lebens eröffne? Soll uns die Kunst nicht zu denjenigen Tiefen und Höhen führen, von welchen wir uns durch den kalten Verstand entfernt haben? Sollen die Künste auf den flüchtigen Genuß ausgehen, oder sollen sie vielmehr den ganzen Lebensernst erfassen und uns die höhere tragische Erkenntnis vor die Augen führen, die doch eine würdigere Befriedigung geben kann, als die augenblicklichen Lustgefühle, die von einer jeden einzelnen Kunst nur flüchtig geboten werden? Die Frage dringt noch tiefer: soll die Kunst nur die vorübergehende Erscheinung betrachten ohne einen tiefern Zusammenhang mit dem ganzen Leben, oder aber ist es ihr gegeben, von dem Ganzen auszugehen und im Innern des Menschen lösende Gefühle zu erregen und einen erlösenden Sinn zu erwecken?

Hat Schopenhauer mit richtigem Instinkte in der

Digitized by Google

Musik die zufällige Gabe der Natur erkannt, den Menschen ganz zu seinem unbewußten Ursprunge zurückzuführen, so konnte diese Erkenntnis ergänzt werden: die Musik als erhabene Kunst hat zur Aufgabe, nicht das flüchtige Lustempfinden zu mehren, um dadurch den Menschen über seine eigene Lage zu täuschen, sondern sie soll ihm die tragische Bedeutung des Daseins nahe führen und zugleich die Kraft verleihen, das Leben höher und tiefer zu fühlen.

Betrachtete man sonst die einzelnen Künste entweder mit dem Verlangen nach Genuß oder mit dem nach Belehrung, so stellt Wagner der Kunst ein höheres Ziel: die Kunst ist Erlöserin. Sie hat es dann weder mit den kleinlichen Bedürfnissen und Interessen des Gesellschaftsmenschen zu thun, noch mit der Deutung und Auslegung des Verstandes, der in den wahren Inhalt der Kunst niemals einzudringen vermag. Die Kunst ist berufen, zu den Menschen in der Sprache der Götter zu reden, sie von der Scholle, an welcher sie durch tausend Bedürfnisse ihrer niedrigen Natur hangen, zu befreien, ihnen weite Aussichten auf ihr eigenes Innere und auf den Sinn des Lebens zu eröffnen: sind doch die kleinlichen politischen Kämpfe, das fortwährende Streben nach dem Nützlichen nicht die eigentliche Bestimmung des Menschen: „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen" — das ist der ganze Inhalt des geschichtlichen Lebens, zu dem die Kunst in einen Widerspruch tritt.

8.

Wagner konnte nicht, gleich den andern Künstlern, für eine einzige Kunst schaffen und sich in ein einziges Gebiet einschließen, sondern es lebte in ihm der unwiderstehliche

Digitized by Google

Drang, aus den einengenden Grenzen der Kunst herauszutreten und sich über dieselben zu erheben.

Lassen sich aber die Grenzen der Kunst überhaupt erweitern? — So fragt der kaltreflektierende Verstand, nicht aber der lebendige schöpferische Geist: der schafft nicht vermöge dieses oder jenes Gedankens, sondern als Naturkraft, die ihr Ziel und ihre Richtung in sich selbst findet.

Nicht die Werke sind der Wertmesser einer Persönlichkeit, sondern der Wille, der über die Wirklichkeit hinausstrebt, und auf das Leben zurückwirkt. In allen Werken spricht sich nur ein Teil des geistigen Strebens eines Menschen aus. Die augenblickliche Befreiung vom eigenen Ich und von den Fesseln der umgebenden Welt, die Sehnsucht nach vollständiger und endgiltiger Selbsterlösung — das ist die urwüchsigere, tiefergreifende und umfassendere Macht, die zugleich das größte Werk, wenn auch das unsichtbare, ist. Denn Werke sind vergänglich, an Zeichen und Worte, an den Ausdruck der gegebenen Verhältnisse gebunden. Selbst die Musik, die freieste Kunst, ist davon keineswegs ganz ausgenommen. Alle diese Zufälligkeiten wirken hemmend wie ein schwerer Stoff auf den befreienden Geist, der ihn zu durchdringen sucht. Und je tiefer der Geist, desto notwendiger wird für ihn der Kampf mit dem Stoffe. Die Aufgabe der echten Kunst ist — die Wirklichkeit des Lebens durch erhebende Anschauungen zu überwinden und in eine höhere und lichtvollere Sphäre zu rücken. Die Wirklichkeit überwinden kann aber nur die Persönlichkeit: sie allein ist kein Flickwerk, sondern erscheint als das ewige und unzerstörbare Werk der Natur, denn sie schöpft aus denselben Urquellen, aus denselben Tiefen und aus denselben Geheimnissen. Auf welchem Gebiete des Lebens die Per-

Digitized by Google

sönlichkeit auch auftreten mag, ihr innerster Trieb bleibt sich überall gleich, denn dieser ist das Ursprüngliche und Schöpferische.

In dem, was Wagner anstrebte und wollte, in der Erscheinung eines Menschen, der sich mit den gegebenen Grenzen und Stoffen der Kunst nicht begnügte, darin, daß er sich weite, wenn auch zuweilen unerreichbare, Ziele vorsetzte, liegt die ursprüngliche Kraft seiner Persönlichkeit. Die Kunst trat ihm als Trägerin der Kultur entgegen, von dem Einzelnen und Zufälligen, von dem hemmenden Drucke der kleinen Zunft und der engen Zirkel befreit, zu ihrem alten, natürlichen Ursprung zurückgeführt, als eine religiöse, die Menschen vereinigende, die Tiefen der Natur offenbarende Kraft, — die Musik als eine höhere Kunst, die mit der gesellschaftlichen Kunst nichts gemeinsames hat. Das Drama als das höchste Kunstwerk, in welchem sich die tragische Erkenntnis des Lebens am deutlichsten ausspricht, mußte aus der Zusammensetzung seiner eigenartigen Begabung entspringen. Der Dichter und Musiker lebten ja in ihm zusammen, durchdrangen einander und gingen Beide von etwas Urwüchsigerem aus, das sie vereinigen sollte. Erhebende Wirkungen, tiefere Motive des einheitlichen menschlichen Geistes, Umbildung und Verklärung des Lebens, — das Alles mußte sich eine eigene Sprache und einen neuen eigenartigen musikalischen Ausdruck schaffen. Nicht blasse Zeichen musikalischen Wohlklangs sollen im Ohre und in der Erinnerung etwas sehr Klares, im Geiste aber doch etwas Flüchtiges zurücklassen, sondern große Symbole, die Tiefen des Geistes offenbarende Klänge nach einem starken, erneuten Ausdruck ringen, Schmerz und Lust einheitlich verknüpfend. Die Musik soll titanisch aufstreben,

Digitized by Google

das dunkle Reich der unbezwingbaren Natur aufdecken, in die verborgenen Gebiete des Seelenlebens eindringen, sowohl zum Ohre als auch zum überschauenden Geiste in überwältigender Wahrheit sprechen.

Ein solches Verlangen konnte nur in einem Temperamente, wie in dem Wagners, entstehen. Denn Drama und Musik lebten in ihm nicht getrennt nebeneinander, sondern glühten durch das innere Feuer der Sehnsucht ineinander. Seine Musikdramen tragen in sich eine Wärme, die zuweilen den Höhepunkt erreicht. In den schöpferischen Augenblicken muß seine Phantasie ganz in ihrem eigenen Feuer aufgehen und das glühende Verlangen nach dem Unermeßlichen unüberwindlich äußern. Es ist dann, als ob seine Leidenschaft, die, wenn sie keinen entsprechenden Ausdruck fände, den ganzen Menschen verzehren müßte, an den verschlossenen Pforten der Natur klopfte und sie einzubrechen drohte, wenn sie ihm nicht willig geöffnet würden.

9.

Die sich tief und notwendig kundgebende Sehnsucht ist es, die aus Wagners ganzem Schaffen spricht, und allen seinen Werken ein besonderes Gepräge aufdrückt: es liegt etwas von der geheimnisvoll schaffenden Natur in ihnen. Verschlungene Motive, Ausklänge in die Tiefe und die Weite, sich sehnsuchtsvoll hinziehende und den ganzen Menschen ergreifende Töne sprechen sich darin in Lust und Schmerz aus — rufend, lockend, verzweifelnd, kämpfend und erlösend. Wagner trug in sich die künstlerische Kraft, durch welche die verschiedensten Stimmuugen und die miteinander streitenden

Digitized by Google

Empfindungen ausgeglichen werden. In seiner Kunst liegen Vertiefung und Erhebung zugleich; der hartnäckigste Kampf zwischen allen sinnlichen Affekten und dem dareingreifenden Geiste; der Streit zwischen hell und dunkel, zwischen den unbestimmten Wünschen und den besseren Regungen des Geistes — eine verschlungene Mannigfaltigkeit. Es ist ein komplizierter, neuer Mensch, der hier die extremen Pole der Natur, die ganze Stufenleiter des Geistes von der ersten sinnlichen Empfindung bis zu dem tiefsten Mitleid durchschreitet, wobei jedoch die niedersten Regungen noch auf der höchsten Stufe nachzittern und nachklingen. Und nicht nur will seine Kunst die verborgenen Regungen zum Ausdruck bringen; sondern der Geist selber überschaut hier seine eigenen Tiefen. Es ist ein eigenartiges Spiel der Seelenkräfte, die ineinander greifen, ein Anschlagen aller Töne bis zur höchsten Potenz. ein Wechselspiel zwischen den Sinnen, die auf Augenblicke zu betäuben suchen, und der geistigen Klarheit, die auf das Höhere und Reinere hinweist.

Ob sich nicht in diesem Spiele der psychischen Kräfte auch etwas Gebrochenes, etwas, das nicht vollständig gesund ist, ausspricht? — Das ist eine Frage für solche, die von der Kunst Regelmäßigkeit und Ungebrochenheit erwarten. Ist aber die Kunst die aus dem Künstler hervorwachsende Frucht, so ist die Musik Wagners nichts anderes als seine Persönlichkeit. Diese war aber kompliziert: dunkle Schatten kämpften darin mit dem hellen Lichte. Vielleicht sind es gerade die Schattenseiten, wodurch er in solche Tiefen eindringt, die dem plastisch hörenden Ohre niemals zugänglich sind. Jeder Geist trägt nur das in sich, was er erfassen, umschließen und überschauen kann. Wir dürfen vom Künstler ebensowenig Unmögliches verlangen wie von der Natur.

Digitized by Google

Man vereinigt nicht im gleichen Augenblick die Tiefe mit der goldigen Helligkeit, und man blickt nicht in das Dunkle, ohne die Schatten, die darin hausen, heraufzubeschwören. Der Mensch Wagner ist es, der seine Kunst geschaffen hat. Und dieser war kein sonniger, harmonischer Charakter, der einfach und naiv hört und sieht. Der feurige Blick, der in verzehrendem Verlangen auf der Natur ruht und aus ihr ihre Geheimnisse hervorlockt, die starken Sinne, mit denen das Konkrete, ja, oft sogar unerbittlich, grausam umfaßt wird, der Zwiespalt zwischen Geist und Natur, der sich in der Seele öffnet, — dafür giebt es keine gewöhnliche Bezeichnung des Gebrochenen oder Gesunden.

Er sah, wie in der Musik etwas als das Höchste gepriesen wurde, das ihm selbst innerlich widerstrebte: Konvention und eine mit schön gestickten Hüllen überworfene Fläche. Er selber trug in sich Leidenschaften, Kämpfe, innere Erlebnisse, dichterische Regungen, musikalische Bilder. Das alles war Inhalt, der ihn im Innern aufregte. Inhalt mußte auch seine erste Forderung an die Kunst werden, denn Form allein, und mochte sie noch so schön sein, konnte ihm nicht genügen. Sein Augenmerk war nicht auf die schimmernden Hüllen, sondern auf den Lebenskern gerichtet, denn er selber trug in sich das Verlangen nach einem tiefern Einklang zwischen Mensch und Natur.

Als Musiker hat er auch die Grundtriebe seines Naturells auf seine Kunst übertragen. Der Lebenskern, dessen Erkennen und Erfassen ihn immer beschäftigte, wurde ihm der Ausgangspunkt in seinem eigenen Schaffen und in der Beurteilung der Kunst überhaupt. Der Mensch geht dem Künstler voran, — das war die Empfindung, die ihn beherrschte. Er konnte daher nicht singen wie

Digitized by Google

der Vogel ſingt, nicht Töne und Klänge von ſich geben, ohne zu fragen, warum und wie es geſchehen ſoll. Töne allein erſchienen ihm ungenügend, da ſie nur einen einzigen Teil deſſen ausdrücken konnten, was er in ſeinem Innern vorfand.

Digitized by Google

III.

Leben und Kunst.

10.

Durch die Musik das neue Lebensdrama im Gegensatze zu dem Kunst- und Litteraturdrama begründend, verlangten Wagners Kunstwerke nach Mitteln, die ebenso kompliziert sind wie das Leben selbst. Nicht die gewöhnliche Schauspiel- und Opernbühne, und mochte sie noch so gut bestellt sein, konnte diese ganz anders erfaßten Gebilde tragen und dramatisch darstellen, sondern eine neue Bühne mußte aus dem Geiste des Musikdramas hervorgehen. Ebenso wie dieses mit allen historischen Formen gebrochen hatte, da die echte Musik jeder Konvention fern stehen muß, ebenso sollte auch die neue Bühne alle früheren Formen aufgeben und sich der alten griechischen nähern. Hatte ja doch das Theater, wie es in der Nachrenaissance zum Träger einer konventionellen Kunstart ausgebildet wurde, keinen anderen Zweck, als dem Zuschauer Genuß und Erholung zu bieten. Eine gewisse Anzahl Menschen, Schauspieler und Sänger, sollten

Digitized by Google

ausschließlich diesem Zweck dienen. Und gerade diese Menschen, die sich dem Theater widmeten, galten doch als eine verachtete Klasse. In dieser Verachtung sprach sich ein richtiger Instinkt aus, daß der Genuß allein etwas Niedriges ist. Das Theater hatte keine eigentlichen künstlerischen Ziele, denn es war nur selten die echte, naturwüchsige Kunst, die in der Gesellschaft Gefallen und Unterstützung fand. War in Griechenland das Drama als Bühnenwerk ein rein menschliches Produkt des freien und naturwüchsigen Genies, so wurde das Theater in der Nachrenaissance im besten Falle nur ein Mittel zur Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse. Der heilige und ernste Charakter der Kunst lebte nur noch in der Kirchenmusik, und Kunstwerke wie die Shakespeares konnten lange gar nicht verstanden, oder mußten sogar mißverstanden werden.

Da die Kunst sich vom Leben getrennt hatte, so konnte der Künstler, der in lebendiger und persönlicher Weise schuf, im voraus keine Anerkennung finden. Der Künstler war von nun an auf Mäcene aus der besseren Gesellschaft angewiesen, und die Bühnenwerke mußten dem Geschmacke der Mäcenen und der Gesellschaft angepaßt werden. Der persönlich schaffende Künstler mußte sich entweder dem Geschmacke der Zeit unterordnen, oder in der Einsamkeit seine eigenen Wege wandeln. Daher auch der tragische Grundton, der durch das Leben der genialen Künstler hindurchklingt, die gemeine Not, mit welcher die meisten von ihnen in erniedrigender Weise zu kämpfen hatten. Ward ja die Kunst nicht als etwas behandelt, das tief aus dem Leben entspringt, sondern als etwas Zufälliges, das nur nebenbei zum Leben hinzukommt. Selbst die Musik

Digitized by Google

konnte nicht anders als zur Konvention herabgedrückt werden, sobald sie zu einer weltlichen Kunst geworden war. Denn durch die Abhängigkeit von der Geschmacksrichtung der Zeit ward auch sie der Mode unterworfen.

Mit dem Anbruch des neuen Jahrhunderts mußte die Trennung der einzelnen Künste von ihrem gemeinsamen lebendigen Boden zu einem litterarischen Kunstgeschmack führen. „Ein Literat aber kann mich nicht begreifen; nur ein voller Mensch oder wahrer Künstler", bemerkt Wagner in einem seiner Briefe.

Die sich einseitig gestaltenden Bedürfnisse der Gebildeten verlangten nach Nahrung, ohne auf deren Qualität Rücksicht zu nehmen. Die vielen Schriftsteller und Künstler, von denen jeder dazu beitragen wollte, den Gesellschaftsmenschen die Langeweile zu vertreiben, schöpften die Motive ihrer Werke nicht aus dem ewig sprudelnden Quell des Lebens, sondern aus Konventionen, aus dem aufgespeicherten Vorrat litterarischer und pseudokünstlerischer Traditionen. Kunst und Leben wurden Gegensätze, ja, die Litteratur gelangte sogar dahin, an Stelle jeder Unmittelbarkeit eine künstliche, fast naturwidrige Art des Fühlens und Denkens zu setzen.

II.

„Ich habe unserer modernen Kunst an den Puls gefühlt", schrieb Wagner i. J. 1850 an Liszt, „und weiß, daß sie sterben wird! Dies erfüllt mich aber nicht mit Trübsinn, sondern mit Freude, weil ich zugleich weiß, daß nicht die Kunst, sondern nur unsere — außerhalb des wirklichen Lebens stehende — Kunst untergehen wird . . .

Digitized by Google

Der monumentale Charakter unserer Kunst wird verschwinden, das Kleben und Hangen an der Vergangenheit, die egoistische Sorge für die Dauer und möglichste Unsterblichkeit werden wir von uns werfen: wir werden vergangen vergangen, zukünftig zukünftig sein lassen, und nur in dem heute, in der vollen Gegenwart leben und dafür schaffen." Wagners Empfinden kannte keine bestimmten trennenden Grenzen, er fühlte sich oft in der Nähe der letzten Quellen, aus denen alle Erscheinungen der Natur entspringen. Er kennt nicht die harten Scheidewände, die der Verstandesmensch zwischen sich und der Natur errichtet, und muß daher in einen Gegensatz zum kalten Verstande geraten. Sein Empfinden sagt ihm, der Wert des Lebens müsse irgendwo anders liegen als in dem kleinen politischen Interessenkreise, in welchen die Menschen sich selbst gebannt haben. Seine Vorstellung vom Menschen ist die vom künstlerischen Charakter im Gegensatze zum politischen und gesellschaftlich berechnenden.

Sieht man die ganze emsige Thätigkeit der Gesellschaft, die angehäufte gewaltige Massenarbeit, die Jagd nach Glück, so steigt unwillkürlich die Frage auf: wozu das Alles? Hat das Streben nach Glück Wert und Würde, oder ist es nicht vielmehr nur ein ehrgeiziges Streben nach Lebensgütern, als ob sie wirkliche Güter wären und einen inneren Wert hätten? Die meisten Menschen, deren Thätigkeit eine äußerliche bleibt, bilden einen Gegensatz zu den Charakteren, deren Streben ein inneres, tieferes, sinnvolleres ist. Die gemeine und berechnende Nützlichkeit ist der Gegensatz zu der unberechnend und unbewußt aus dem tiefsten Innern hervorquellenden Thätigkeit der geistigen Naturen. Für diese heißt Leben

Digitized by Google

überströmende Sympathie, die unmittelbar auf den Menschen übergeht, liebevolles Sichversenken in das Weben der Natur, das sich frisch und frei in der Seele wiederspiegelt. Wenn dazu noch ein tieferes Denken, Schauen und Wollen hinzu kommt, so ist der Lebenskreis des geistigen Menschen umschrieben.

An die Stelle der „Staats- und Kriminalkultur" müßte eine dieser entgegengesetzte Kultur treten, wodurch das rein Menschliche alle Konvention vernichten würde. Baut sich das Leben der Gesellschaft auf dem Wettstreit sinnloser egoistischer Neigungen der einzelnen Menschen auf, wird in unserem Leben das Höhere, die Religion und Kunst, für eine Nebensache gehalten, für eine überflüssige Krönung des ganzen Gebäudes, oder sogar für eine Zierde, ohne die das Gebäude auch sonst gut bestehen könnte, so faßt die geistige Kultur gerade die Kunst und die von Dogmen befreite Religion als Basis des menschlichen Zusammenlebens auf. Diese geistige Ansicht vom Leben müßte die Gestaltung unserer Gedanken, die Erziehung und das ganze Verhalten zur Natur und zum Menschen durchdringen. Aufrichtigkeit des Empfindens, tieferes Schauen in den eigentlichen Inhalt des Lebens — das allein liegt schon jenseits aller Konvention. Die hohen Ideen, die über unserer jetzigen Kultur wie blasse Bilder schweben und keine ensprechende Verkörperung finden, können nur auf dem Boden einer andern, geistigen Lebensauffassung verwirklicht werden. Dann würde auch der klaffende Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit gemildert. Das Ideal muß zwar immer über das Leben hinausragen, aber zugleich als ein volles gesättigtes Bild sich unserem Auge darbieten. Muß sich der denkende Mensch beim An-

Digitized by Google

blick der konventionellen Kultur unwillkürlich fragen: wozu das alles? so trägt dagegen die geistige Kultur die Antwort in sich, denn sie verleiht dem Leben einen befriedigenden Sinn.

Die materielle Kultur hat zur Voraussetzung den Verstand, der sich aber oft in den Dienst der niedrigeren Triebe der menschlichen Natur, wie Ehrgeiz und Macht, stellen kann. Der Verstand allein enthält noch keineswegs die Bürgschaft für eine echte Kultur, ja, er kann sogar etwas begründen, das der Gegensatz dieser ist: eine politische Kultur, wogegen die geistige und künstlerische Lebensansicht auf die Entfaltung der einzig wichtigen Geisteskräfte ausgeht, von denen dann auch der Verstand seine innere Wärme bekommen kann. Die echte und tiefere Erkenntnis des Lebensgehaltes setzt einen Geist voraus, der mehr intuitiv, ahnend, fühlend der Natur gegenübersteht, der keine starr und kalt gewordenen Gedanken kennt, sondern das Gesamtbild des Lebens überschaut.

Es ist die Lehre von der Regeneration, von der Erneuerung und Wiedergeburt des Menschen durch eigene tiefere Erkenntnis.

Druck von Martin & Jonske, Berlin S.

Digitized by Google

Verlag von **Ernst Hofmann & Co.** in **Berlin** SW. 46, Hedemannstr. 2.

Geisteshelden.

Eine Sammlung von Biographieen.

1. **Walther v. d. Vogelweide.** 2. Aufl. Von Prof. A. E. Schönbach.
2/3. **Hölderlin.** ❋ **Reuter.** 2. Aufl. Von Dr. Ad. Wilbrandt.
4. **Anzengruber.** 2. Aufl. Von Dr. Anton Bettelheim.
5. **Columbus.** Von Prof. Dr. Sophus Ruge.
6. **Carlyle.** 2. Aufl. Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz.
7. **Jahn.** Von Dr. F. G. Schultheiß. **Preisgekrönt.**
8. **Shakspere.** Von Prof. Dr. Alois Brandl.
9. **Spinoza.** Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin.
10/11. 37/38. **Moltke,** 3 Bde. Von Oberstleutnant Dr. M. Jähns.
12. **Stein.** Von Dr. Fr. Neubauer. **Preisgekrönt.**
13/15. **Goethe.** Von Privatdoz. Dr. Rich. M. Meyer. **Preisgekrönt.**
16/17. 27. **Luther.** I. II,1. Von Prof. Dr. Arn. E. Berger.
18. **Cotta.** Von Minister Dr. Albert Schäffle.
19. **Darwin.** Von Prof. Dr. Wilhelm Preyer †.
20. **Montesquieu.** Von Prof. Dr. Alb. Sorel.
21. **Dante.** Von Pfarrer Dr. Joh. Andr. Scartazzini.
22. **Kepler.** ❋ **Galilei.** Von Prof. Dr. S. Günther.
23. **Görres.** Von Prof. Dr. J. N. Sepp.
24. **Stanley.** Von Paul Reichard.
25/26. **Schopenhauer.** Von Konsul Dr. Ed. Grisebach.
28/29. **Schiller.** Von Prof. Dr. Otto Harnack.
30/31. **Peter der Grosse.** Von Dr. K. Waliszewski.
32. **Tennyson.** Von Prof. Dr. Emil Koeppel.
33. **Mozart.** Von Prof. Dr. O. Fleischer.
34/35. **Lessing.** Von Privatdozent Dr. K. Borinski.
36. **Tizian.** Von Dr. Georg Gronau.
39. **A. v. Humboldt.** ❋ **L. v. Buch.** Von Prof. Dr. S. Günther.

Preis jedes Bandes: Geheftet Mk. 2,40; Leinenbd. 3,20; Halbfranzbd. 3,80.

☞ In Vorbereitung: **Richard Wagner,** von Prof. Dr. Max Koch.

Digitized by Google

Digitized by Google

B890946586O6

B89094658606A

book may be kept

FOURTEEN DAYS

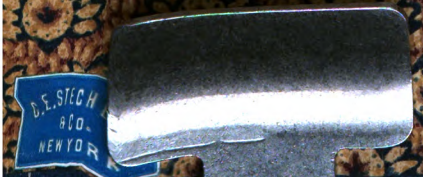
A fine of TWO CENTS will be charged for each day the book is kept overtime.

29Mr'50			

Demco 291-B5

Saitschick SA 2

Genie und



b89094658606a